49

n.c.
46.290
2

Simmelsammelsurium.

Zweiter Band.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 1½ Thlr.
— — Hamlet. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Der blaue Cavalier. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 3½ Thlr.
Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . ⅔ Thlr.
— — Der Stadtschreiber von Liegnitz. Histor. Roman. 3 Bände. 8. 1½ Thlr.
— — Irrwege. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. . . 1⅙ Thlr.
— — Zwei Höfe. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bände. 8. . . . . 1⅓ Thlr.
— — Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. 3 Bände. 8. 2 Thlr.
— — Zwei Familien. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
— — Aus Kriegs- und Friedenszeiten. 2 Bände. . . . . 3½ Thlr.
— — Land und See. Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
— — Unter fliegenden Fahnen. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Holtei, Karl von, Charpie. 2 Bände. 16. . . . . ⅔ Thlr.
— — Erlebnisse eines Livreedieners. Roman. 3 Bände. 8. . . 5 Thlr.
— — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 16. . . . . 1⅔ Thlr.
— — Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Haus Treustein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2½ Thlr.
— — Vierzig Jahre. 6 Bände. 16. . . . . 4 Thlr.
— — Noch ein Jahr in Schlesien. Anh. zu „Vierzig Jahre." 2 Bde. 16. ⅔ Thlr.
— — Eine alte Jungfer. . . . . 1½ Thlr.
— — Der letzte Komödiant. Roman. 3 Theile in einem Bande. 16. 1 Thlr.
— — Kriminalgeschichten. 6 Bände. 16. . . . . 2 Thlr.
— — Christian Lammfell. Roman. 5 Bände. 16. . . . . 1¼ Thlr.
— — Nachlese. Erzählungen und Plaudereien. 3 Bände. 8. . . 4½ Thlr.
— — Noblesse oblige. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Ein Schneider. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Die Vagabunden. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. . 1½ Thlr.
Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
Müggе, Theodor, Romane. Dritte (letzte) Folge. 10 Bände. 8. . . 15 Thlr.
— — Romane. Gesammt-Ausgabe. 33 Bände. 8. . . . . 16½ Thlr.
Paramenу, Lebenswege. Roman. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. . . 4½ Thlr.
Sigmund Schott, Ansichten vom Leben. Ein Versuch. 8. Eleg. brosch. 1½ Thlr.
See, Gustav vom, Arnstein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
— — Ost und West. (Gräfin u. Marquise 2. Abth.) Roman. 4 Bde. 8. 2 Thlr.
— — Heimathlos. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Vor fünfzig Jahren. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Egoisten. Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. . . . . 2⅔ Thlr.
— — Herz und Welt. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Rancé. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Zwei gnädige Frauen. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Belagerung von Rheinfels. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. 8. 1⅓ Thlr.
— — Valerie. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Von Rhein und Rhône. Novellen. 8. . . . . 1 Thlr.

Simmelsammelsurium

aus

Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

„Ich liebe mir einen heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten!“

Goethe.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1872.

STAATL.
BIBL.
BAMBG.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

101. Von Aufwieglern 1
102. Aristophanes und Sokrates 3
103. Hamlets Wahnsinn 5
104. „Vive und à bas!“ 10
105. Wilibald Alexis 17
106. Adolf Gad 30
107. Zunahme der Theaterwirthschaften 40
108. Meißners Dichtungskitt 42
109. Scharfrichter Sanson und Louis XVI. 43
110. Ein Enkel als Kritiker 45
111. Die schöne Vicenzia 47
112. Emil Naumann über Mozart 48
113. Der Name Holtey 52
114. Grabmäler 58
115. An die alten und jungen Freunde in Riga 61
116. Xavier Marmier 61
117. Eduard von Bauernfeld 67
118. Bei Grillparzers Tode 85
119. Zwei Komödiantinnen 87

Seite.

120. Atteſte 90
121. Mediziniſche Pfuſcherei 92
122. Holteiſtraße 93
123. Goethe und Rückert 95
124. „Adelaide“ 96
125. Schlitten-Peitſchenknall 96
126. Erckmann-Chatrian 97
127. Meine Todten 101
128. Der Titel: „Schriftſteller“ 104
129. Johannes Schulze bei Herrn Varnhagen von Enſe 108
130. Nachkommen Tell's 111
131. Bodenſtedt's „Mönchsliebe“ und Pater R. 112
132. Laboulaye als Ueberſetzer 116
133. Ypſilon im Traume 120
134. Ein Feſtlied 123
135. Klageſchrift in Reimen 126
136. Keine Büſte 129
137. Leichte Lectüre 133
138. Knöpfe 138
139. Juden und Jeſuiten 139
140. Dummheiten kluger Leute 144
141. Dunkelſtunde 148
142. Noch einmal von Eiſenbahnen 161
143. Theure Cigarren 165
144. Thorverſtopfung 173
145. Der Müllerburſch 177
146. Wohnzimmer 181
147. Ein dankbarer Schuldner 184
148. Von Theologen 189
149. Meine Religion 194

Seite.

150. Ein Albumblatt 195
151. Knaack und Galilei 198
152. Lenore 1866 230
153. Es war doch nicht Alles da gewesen 234
154. Sittlichkeits-Schwindel 237
155. Mildernde Umstände 245
156. Preußenhaß ...: 249
157. Uniformen und Fahnen 252
158. Blumige Schönheiten 253
159. Censoren 257
160. Meine Grabschrift 266

— Antoine de Latour: „Man muß den Muth fassen, es auszusprechen: Ein Volk kann sich nur dann glücklich und vortheilhaft entwickeln, wenn es aus sich selbst, aus seinem Instinkt, seinem Karakter, seinen alten Gewohnheiten, mit einem Worte aus all dem sich entwickelt, was ihm seit Jahrhunderten, wie einem einzelnen Menschen, die physische und moralische Eigenthümlichkeit gab. Die Revolutionen, mit ihrer Anmaßung eine ganze Vergangenheit vernichten zu wollen, bringen nichts zu Stande als einen Zwiespalt wildaufgeregter Leidenschaften. Wer bei diesen Kämpfen zunächst leidet, ja bisweilen darin zu Grunde geht, das ist der Kampfplatz selbst; das ist das Vaterland. In Spanien, wo man hätte reformieren, erneuern — aber auch erhalten sollen, haben Gesetzgeber, von halbverstandenen unheimathlichen Ideen und Begriffen verführt, nur ausgerissen, entwurzelt, zerstört. Damit der materielle Wohlstand des Landes in höchster Eile wachse, haben sie seinen

intellektuellen moralischen Reichthum preisgegeben; haben Schätze aufgeopfert, welche die Industrie niemals ersetzen noch vergüten kann. Das Eisen hat Spaniens Seelenleben in seinen Wurzeln verwundet, und hat es unfruchtbar gemacht. Indem die Neuerer den Anblick des Landes veränderten, verstümmelten sie seine Geschichte."

Die Klage des französischen Schriftstellers läßt sich auch auf andere Länder und Nationen anwenden. Es war, und ist, und wird ein großes, ein trauriges Zeichen der Jetztzeit, daß auch unsere vielgepriesenen Revolutionen in Deutschland fast überall durch Fremde, durch Polen, Franzosen, Italiener, Amerikaner, Engländer, ja sogar Russen, durch förmliche Geschäftsreisende in Aufruhr-Artikeln, angeregt und unterstützt worden sind. Man sah das bei'm Barrikaden-Bau in Berlin, Breslau, Wien, wo nicht sonst noch? Ueberall tauchten unbekannte unheimliche Gestalten auf, die das Commando übernahmen. Man begegnete ihnen dann hier wie dort. Ich habe dieselben wüsten Figuren in Wien, wie später in Hamburg beim Werke gesehn. Die noch Lebenden unter ihnen werden, wenn's günstige Gelegenheit giebt, nicht ermangeln sich wieder einzustellen.

102.

— Wunderliche Heilige sind sie doch wirklich die meisten geistreichen Franzosen, in der zuversichtlichen Kühnheit, womit sie mancherlei seltsamste Behauptungen aussprechen, welche der unvorbereitete Leser, eben ihres unerschütterlichen Applombs halber für wohlberechtigte, auf tiefe Studien gestützte Wahrheit halten möchte, welche aber wissenschaftlich zu begründen ihnen schwer fallen dürfte. Vor Jahren schrieb ich mir aus einem Buche, dessen Titel und Verfasser ich leider anzumerken unterließ, nachstehende Legende ab:

„Aristophanes war der Nebenbuhler des Sokrates. Er hegte eine unglückliche Leidenschaft für des Philosophen Geliebte, die den Beinamen „„Theodota"" trug. Diese göttliche Hetaire war Schülerin des Sokrates, der sich selbst den weisen Rathgeber in Liebeshändeln nannte. Sie schwärmte für ihn und hatte ihn angefleht, sie unter seine Günstlinge und Schüler aufzunehmen. Für dieser Bitte Erfüllung hatte sie grade einen günstigen Zeitpunkt getroffen, wo ihr Angebeteter Muße für sie fand. Er setzte seinen Unterricht fort, um ihren Lebenslauf als Courtisane zu regeln, und sie zu lehren, wie sie sich verhalten müsse, um ihre Liebhaber dauernd an sich zu fesseln. Dadurch hatte er sich die Feindschaft des Aristophanes zugezogen,

der sich vom Gegenstand seiner Verehrung zurückgewiesen sah. Der gefährliche Poet beargwohnte den Sokrates die leichtgläubige Theodota wider ihn eingenommen zu haben, und anstatt seine Rache an ihr zu üben, schrieb er jene Komödie „„Die Wolken,““ worin er sich an dem Philosophen rächte. Aus diesem bitter satyrischen Angriff entwickelte sich der Prozeß, welcher endlich den Angeschuldigten zum Giftbecher verurtheilte.

„„Deine Freunde sind Dein Reichthum,““ hatte Sokrates die Theodota gelehrt. In die Zahl ihrer Freunde wollte sie niemals aufnehmen den Feind, den Ankläger, den Henker ihres unvergeßlichen Sokrates.“

Weil ich es für unwahrscheinlich hielt, daß ein Autor so frech sein könne, dergleichen Seltsamkeiten drucken zu lassen, ohne genügende Belege; und weil mir die erforderlichen Kenntnisse fehlen, den Quellen, aus denen Jener geschöpft haben könnte, nachzuspüren, fragte ich hin und her. In Sagan gerieth ich (1861) an einen gelehrten Philologen, dessen Sokrates-Kultus sprichwörtlich geworden. Nun glaubt' ich auf der Spur zu sein? Mit nichten. Auch dieser vortreffliche, allseitig gebildete Kenner des Alterthumes zuckte die

Achseln und erklärte aufrichtig, er finde nicht den geringsten Anhaltspunkt. Wo ich seitdem noch zu forschen versuchte, ward mir dieselbe Antwort.

Da wird denn meinem unbekannten Franzosen der Verdacht absichtlicher Flunkerei anhaften .... bis vielleicht dieses mein Simmelsammelsurium irgend welchem Gelehrten Gelegenheit giebt, die Wahrheit zu entdecken? Doch das ist eine gar schwache Hoffnung: Wie käme solches Büchlein in solche Hände?

Und so trage denn, kecker Autor, meinen gegen Dich entstandenen Argwohn, als Erfinder des Mährchens! Du wirst ja nicht der Einzige Deiner Landsleute sein, den ein ähnlicher trifft!

103.

— In dem Romane „Haus Treustein" habe ich einem reichen Börsenmanne nachstehende Aeußerung in den Mund gelegt:

„Die Königliche Familie Dänemarks war gut katholisch; Hamlet ist als Katholik erzogen. Weshalb hat lassen der Dichter den Thronerben von Dänemark gerade in Wittenberg studieren? In Wittenberg, dem Sitze des Protestantismus, hat er seinen Glauben eingebüßt und ist nach und nach ein Freigeist geworden, ein Rationalist, ein Zweifler, was

man einen Skeptiker nennt. Er will Alles mit dem Verstande erklären, er grübelt, zerlegt, spaltet Haare. Nun tritt ihm auf einmal ein Wunder entgegen; eine ächt katholische Geister-Botschaft; eine Erscheinung, die direkt aus dem Fegefeuer kommt. Er möchte sie ableugnen, weil sie ihn irre macht. Er zweifelt an seinen Zweifeln. Daher seine Unschlüssigkeit. Er glaubt und er glaubt nicht. Die Gelehrten haben tausend Bände, wird versichert, geschrieben, um diesen Karakter zu definieren, und sind immer noch nicht in's Reine gekommen? Sie konnten sich die Mühe sparen! In den zwei Worten: Glaube und Zweifel, oder wenn Sie lieber wollen: Katholizismus und Wittenberg liegt die ganze Definition." —

Als ich diese Stelle einem geistreichen Kirchen-Fürsten aus dem Correcturbogen vorlas, warnte mich der wohlwollende Gönner: „Streichen Sie diese Zeilen; Sie werden sich dadurch Verdruß zuziehen!"

Was wär's denn weiter? fragte ich.

Nun, 's war auch wirklich nichts weiter. Meine kurz hingeworfene Behauptung ist gedruckt worden, wahrscheinlich doch auch gelesen; und kein Hahn hat danach gekräht. Keine Seele hat es nur der Mühe werth gefunden, mich deshalb anzugreifen. Niemand hat versuchen wollen mich ad absurdum zu führen. Das hat mich, aufrichtig gesagt, mehr verdrossen, als

der größte Verdruß, der daraus hätte entstehen können. Entweder, (schloß ich) meine Ansicht leuchtet den Lesern ein . . .? dann hätte man mich loben; oder sie scheint ihnen unbegründet, dann hätte man mich widerlegen sollen?! Aber dazu bin ich den Herren, welche in derlei Dingen das große Wort haben, wahrscheinlich zu unbedeutend. Das hat mich diese Zeit über öfters geärgert, wenn ich gerade daran dachte. Indessen es liegen zwei furchtbare Kriege dazwischen, und diese lähmten den Vorsatz, mich des Weiteren und Breiteren mit meiner Ansicht heraus-zuwagen. Mittlerweile hab' ich zwei Bücher gelesen, deren eines unumstößlich darthun will, Shakspeare sei durch und durch protestantisch; deren anderes unfehlbar darthun will, er sei durch und durch katholisch. Mich konnte keins von beiden, weder das unumstößliche, noch das unfehlbare für sich gewinnen. Ich halte den Dichter (mit Berufung auf Goethe's Ausspruch) für einen Naturfrommen, dem kirchliche Parteiungen fern liegen; der aber, eben weil er ein Dichter ist, sich trotz Königin Elisabeth und anglikanischem Puritanismus mit seinem Gemüthe dem verpönten katholischen Kultus zuwendet. Dafür sprechen viele Zeugnisse in seinen Werken. Ich redete einmal mit Ludwig Tieck darüber, ob es ihm nicht auffiele, daß Anspielungen auf akatholische Geistliche

(z. B. in den „lustigen Weibern" — in „Was ihr wollt" — „Wie es Euch gefällt" ꝛc.) immer ironisch-bitter klängen, während Vertreter der katholischen Kirche („Romeo und Julie" — „Viel Lärmen um Nichts" „Irrungen" ꝛc.) stets würdig gehalten wären? Tieck erklärte das sehr boshaft aus dem Umstande, daß Shakspeare nur Gelegenheit gehabt hätte, die Ersteren in persönlichem Verkehr kennen zu lernen. Aber zugleich stimmte er mit mir überein, daß die in „König Johann" enthaltenen starken Ausfälle wider die Einmischung des Papstthums in weltliche Händel und wider Rom's Herrschsucht nichts beweisen gegen des Dichters innern Hang zu rein-poetischem Glauben. — Beides kann gewiß neben einander bestehen. Davon bin ich so fest überzeugt, wie ich fest überzeugt bin, daß es heut zu Tage recht gläubige Katholiken geben mag, welche jüngst ersonnene Dogmen für heillosen Uebermuth erklären.

Ist es etwa bedeutungslos, daß der Dichter Ophelien dreimal hintereinander durch den ehemaligen Geliebten dringend auffordert, in's Kloster zu gehn? — Hamlet bildet in sofern (nach meiner Empfindung) eine Ausnahme von vielleicht allen Shakespear'schen Schöpfungen, weil der große Karakteristiker den schwankenden Träger gerade dieser Schöpfung gleichsam gebraucht zu haben scheint, um

sich selbst-eigenste schwankende Stimmungen, räthselhafte Widersprüche, quälendes Grollen vom Herzen zu wälzen. Von den tiefsinnigsten Grübeleien über „Sein oder Nichtsein“ bis zu den praktischen Lehren über Darstellungskunst, ja bis zum kleinlichen Neid über den Succeß der Concurrenz-machenden Kinder-Komödie. . . . . Alles kam in den Hamlet! Mögen die Ausleger bewundern und beweisen wie sie wollen den scenischen Auf- und Ausbau des Werkes. . . . Mir galt es, besonders bei öffentlichem Vortrage, so lange als eine musivische, mit den großartigsten Schönheiten geschmückte, aber innerlicher Einheit entbehrende, durch subjektive Einflüsse unterbrochene, mehrfach umgeänderte Conception . . . so lange, bis mir das wichtige „ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung“ auf die Sprünge half. Seitdem ich glaube, daß der von Haus aus katholisch aufgezogene Hamlet nicht mehr glaubt; daß er in Wittenberg nicht allein den Papst und Rom aufgegeben, daß er weiter gegangen im protestieren als die Reformatoren . . . und daß folglich mit dem Besuche aus vollem Fegefeuer der furchtbarste Rückschlag ihn treffen muß . . . . seitdem fang' ich erst an, mich in das Werk zu finden. Ophelia's Begräbniß, Laertes' Fragen, der Priester strenge Weigerung sind Ausrufungszeichen zu meinen

Vermuthungen. Hätte ich (was Gott mir nicht auferlegen wird) einem jüngeren Akteur den Hamlet einzupauken, er müßte mir bei der ersten Erscheinung des Geistes ein regelrechtes Kreuz schlagen, und zugleich über diesen Rückfall in Jugendgewohnheiten erschrecken, nicht weniger als über das Gespenst.

104.

— Ein französischer Beamter und geschätzter Autor, Herr Boucher de Perthes, hat sich angelegen sein lassen, all' die verschiedenen Ausbrüche der öffentlichen Meinung, der holden vox populi, gewissenhaft niederzuschreiben, welche er während seiner langen Dienstzeit, in Paris sowie in andern Städten Frankreichs, auf Straßen und aus Gassenwinkeln vernommen. Die Zusammenstellung ist lehrreich; sie giebt Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen:

1788. Es lebe Ludwig der Sechszehnte! — Hoch die Generalstaaten! — Hoch Ludwig der Gute! — Hoch die Königin! — Hoch die Notabeln!

1789. Nieder die Notabeln! — Hoch die Generalstaaten!

1790. Nieder die Generalstaaten! — Hoch die National-Versammlung! — Hoch Necker! — Hoch

die patriotischen Notabeln! — Hoch Necker! — Hoch Orleans! — Hoch die Geistlichen!

1791. Nieder mit dem Adel! — Nieder mit dem Klerus! — Nieder mit Necker! — Es lebe die Constitution! — Hoch Lafayette! — Hoch Bailly! — Es lebe der constitutionelle König!

1792. Nieder mit dem König Veto! — Nieder mit Lafayette! — Nieder mit Bailly!

1792. (Juni.) Nieder mit der National-Versammlung! — Es lebe die gesetzgebende Versammlung! — Es lebe Petion! — Es lebe Santerre! — Es lebe Brissot! — Hoch Dümouriez! — Hoch die Laterne!

1792. (August.) Nieder mit dem Königthum! — Nieder mit der Verfassung! — Nieder die Brissotiner! — Nieder mit Dümouriez! — Nieder die gesetzgebende Versammlung! — Hoch die Verfassung! — Hoch die Republik! — Hoch Lanjuinais! — Hoch Vergniaud! — Hoch Guadet!

1793. Nieder mit den Aristokraten! — Nieder mit den Reichen! — Nieder mit den Priestern! — Nieder mit dem lieben Gott! — Es lebe Robespierre! — Es lebe Marat! — Hoch die Jakobiner! — Hoch die Schreckenswirthschaft!

1794. Nieder mit Vergniaud! — Nieder die Gironde! — Nieder die Verschwörer! — Nieder die

Gemäßigten! — Nieder die Aufkäufer! (accapareurs.) — Nieder mit dem Gelde! — Es leben die Ohnehosen! — Hoch die Bergpartei! — Hoch der Wohlfahrtsausschuß! — Es lebe Robespierre! — Es lebe Barrère! — Es lebe die Guillotine! — Es lebe der Tod! — Es lebe das höchste Wesen! — Hoch Couthon! — Es lebe der Scharfrichter!

1795. Nieder mit der Bergpartei! — Nieder mit Robespierre! — Nieder mit Barrère! — Nieder mit dem Wohlfahrtsausschuß! — Nieder mit den Terroristen! — Nieder mit den Sectionen! — Nieder mit den Emigranten! — Hoch Tallien! — Hoch die Gemäßigten! — Hoch die Menschlichkeit — die Freiheit — die Gleichheit! — Hoch der 21. Januar! — Hoch Quiberon! — Hoch die Theophilantropen! — Hoch die Brüderlichkeit! — Brodt oder Tod!

1796. Hoch die Constitution von 95! — Hoch der 13. Vendemiaire! — Hoch Barras! — Es lebe Bonaparte! — Es lebe das Direktorium! — Hoch die Fünfhundert! — Hoch die Alten! — Hoch der 18. Brümaire! — Es leben die Consuln der Republik! — Es lebe der erste Consul! — Hoch das Consulat auf Lebenszeit! — Es lebe das Brodt!

1798 bis 1808. Nieder mit der Republik! — Nieder mit dem Consulat! — Nieder das Tribunat! — Fort mit dem Frieden! — Hoch der Kaiser! —

Hoch die Armee! — Es lebe der Senat! — Es lebe die Conscription! — Es lebe die Ehrenlegion! — Hoch die Titel! — Es lebe Josephine!

1809 bis **1813.** Nieder mit Oesterreich! — Nieder mit Spanien! — Nieder mit dem Papste! — Fort mit Josephine! — Hoch Marie-Louise! — Hoch Oesterreich! — Es lebe der König von Rom! — Es lebe Joseph! — Es lebe Jérome! — Es lebe Murat! — Hoch die Schnurbärte! — Hoch das Fleisch als Kanonenfutter! — Hoch Napoleon der Große!

1814. Nieder mit dem Tyrannen! — Nieder mit dem König von Rom! — Nieder mit Murat, mit Joseph, mit Jérome! — Nieder mit dem Senat! — Fort mit der Conscription! — Nieder mit dem Kaiserlichen Adler! — Nieder mit Napoleon! — Es lebe der gesetzgebende (législateur) König! — Hoch die Alliirten! — Es lebe die Charte! — Es lebe die weiße Fahne! — Es lebe Monsieur! — Hoch die Freiheit! — Hoch der Friede!

1815. (März.) Nieder mit den Bourbons! — Nieder mit den Royalisten! — Fort mit den Alliirten! — Fort mit dem Frieden! — Es lebe Bonaparte! — Hoch die Braven! — Hoch die alten Krieger! (les grognards.) — Es leben die Volks-Repräsentanten! — Hoch das Maifeld! — Hoch die

Föderirten! — Es lebe Benjamin Constant! — Es lebe Düpin! — Es lebe die Revolution!

1815. (Juli.) Nieder mit dem Corsen! — Nieder mit den Repräsentanten! — Nieder die Armee! — Nieder die Föderirten! — Nieder die Revolution! — Es lebe Louis der Ersehnte! — Hoch Kaiser Alexander! — Es lebe der Kaiser von Oesterreich! — Es lebe der König von Preußen! — Hoch die Emigrirten von Gand! — Es lebe die Restauration! — Es lebe der Friede! — Es lebe die Religion! — Hoch die Royalisten!

1816 bis **1830.** Es lebe die unauffindbare Kammer! — Nieder mit der unauffindbaren (introuvable) Kammer! — Es lebe Decazes! — Nieder mit Decazes! — Es lebe die Religion! — Nieder mit den Missionairen! — Es lebe die Freiheit! — Fort mit den Jesuiten! — Es lebe die Königliche Garde! — Es lebe Villèle! — Hoch die Zweihundert-einundzwanzig! — Nieder mit den Ministerium! — Es lebe die Legitimität!

1830. (Juli.) Nieder mit Charles X! — Nieder mit dem Dauphin! — Nieder mit dem Herzog von Bordeaux! — Nieder mit der Legitimität! — Nieder mit der Königlichen Garde! — Es lebe die Kammer! — Es lebe Louis Philipp! — Es lebe die Volks-souveränetät! — Es lebe Lafitte! — Es lebe Düpin!

1830. (Dezember.) Nieder mit Lafitte! — Nieder mit Düpin! — Nieder mit Mauguin! — Es lebe Lafitte! — Es lebe Mauguin! — Hoch die Polen! — Hoch die Aufrührer aller Länder! — Es lebe der Krieg! — Hoch die Republikaner!

1831. Es lebe Caſimir Perrier! — Es lebe Lobau! — Es lebe Soult! — Es lebe der Friede! — Nieder mit den Republikanern!

1832. Es lebe die Republik! — Nieder mit der Republik!

1839. Es lebe die Republik! — Nieder mit der Republik!

1848 bis **1850**. Es lebe die Reform! — Es lebe Odilon Barrot! — Nieder mit Guizot! — Nieder das System! — Nieder mit Louis Philipp! — Es lebe die Republik! — Es lebe die proviſoriſche Regierung! — Es lebe Lamartine! — Nieder mit Lamartine! — Es lebe Ledru Rollin! — „Des lampions!“ — Nieder mit den Communiſten! — Tod für Cabet, für Blanqui! — Es lebe die National-Verſammlung! — Es lebe Barbes! — Es lebe die Republik! — Es lebe die demokratiſche und ſociale Republik! — Es lebe Cavaignac! — Nieder mit Cavaignac! — Es lebe Louis Napoleon! — Es lebe der Kaiſer! — Nieder mit Louis Napoleon! — Es lebe die Guillotine! . . . . . .

So weit reichen die Aufzeichnungen des gewissenhaften Boucher de Perthes. Hier scheint ihm der Tod die Feder aus der Hand gewunden zu haben. Schade daß er nicht mehr leben konnte, seine chronologische Tabelle von der consequenten Ausdauer und zuverlässigen Weisheit französischen Volkswillens fortzuführen über alle Wechselfälle hinaus bis zum Jahre 1872 und weiter. „Wir fänden noch gar mancherlei „Vive“ und „à bas“ zu verzeichnen. Wie oft würden die Namen Leboeuf, Bazaine, Jules Favre, Rochefort, Gambetta, Girardin, Victor Hugo, Trochu, Thiers, Aumale, wer weiß welche noch, auf- und niedertauchen! Wie oft würden wir die Vertreter der großen Nation in den Himmel gehoben, oder als Verräther mit Koth beworfen erblicken?

Es liegt eine tiefe Lehre in diesem Ringen und Kämpfen nach innerer Einigkeit, nach festem Zusammenhalt, nach gemeinsamem Wollen und Streben, um einen dauernden, gläubig verehrten Mittelpunkt. Möchten auch wir Deutsche das beherzigen und es uns als Beispiel zu Gemüthe führen! Doch wer achtet hienieden auf Lehren, auf Beispiele aus der Geschichte? Die Völker sind und bleiben wie die Kinder. Ihrer Väter Erfahrungen helfen ihnen zu nichts. Jedes will sich erst eigene Weisheit kaufen und muß sie theuer bezahlen.

Wohl Denen, die noch besitzen, die noch zu schätzen und zu ehren wissen, was Jene hingeopfert haben und schwerlich wiederfinden werden:

Anhänglichkeit und Treue für ihr angestammtes edles Königshaus!

— „Wilibald Alexis (W. Haering) ist am 16. Dezember 1871 in Arnstadt, dreiundsiebzig Jahre alt, seinen langen Leiden erlegen."

Diese Zeitungsnachricht hat in mir eine Fülle heller Bilder aus der Vergangenheit aufgeweckt. — Während der Herbstferien 1818 unternahm ich mit noch drei Commilitonen eine Fußwanderung durch's schlesische (sogenannte Riesen-) Gebirge. Um ein Stückchen Weges zu sparen, passierten wir eines Vormittags, unterhalb des weiter hinaufgelegenen Steges, den Zackenfluß, der damals zwar nicht, wie 1810 und jetzt 1871 wieder, gänzlich ausgeblieben, der jedoch auch sehr wasserarm war, so daß man ihn beinahe trocknen Fußes, von Stein zu Stein springend, durchschreiten konnte. Vom jenseitigen Ufer herüber kamen uns drei andere Studenten entgegen, deren ich zwei wohl oberflächlich kannte, mit denen ich aber kaum einige Worte gewechselt hatte. Die Begegnung mitten im Flusse machte sich so seltsam, daß wir nicht ohne

Begrüßung und Gespräch an einander vorüber gehen konnten. Sie stellten mir in ihrem Begleiter den „Juristen" Haering vor, dieser gab sich mir sogleich als angehenden Dichter kund, welcher bereits ein humoristisches Epos „die Treibjagd" unter der Feder habe. Daß wir uns nach der Rückkehr in Breslau aufsuchen würden, verstand sich von selbst, und brauchte nicht erst verabredet zu werden. Ich war ja schon ein gedruckter Mensch: Theaterreden, ein Festspiel, Beiträge zur „Abendzeitung," zu Aug. Lewald's Breslauer „Gesellschafter," zu Gubitzens Berliner „Gesellschafter" u. s. w.

Haering und ich schlossen bald Freundschaft. Und dieses Bündniß hat, ungetrübt, ausgedauert in liebevoller gegenseitiger Treue, bis an's Ende. Noch zwei Jahre vor dem Tode hat er mir einige Briefe zu schreiben . . . versucht. Traurige Zeugen herzlichen Gefühls im vergeblichen Kampfe wider die Unfähigkeit seine Gedanken zu sammeln und festzuhalten. Das letzte Schreiben, welches noch Zusammenhang hat, datiert schon vom 24. März 1857.

„Invalidus invalido!

Du sammelst für einen evangelischen Friedhof. Holtei für die Umfriedung einer Mauer, wo die Gebeine und Schatten von Protestanten, wenn noch nicht gehetzten, doch gescheueten und gemeideten,

vor den wilden Thieren, Hunden, oder sonst bissigen Anfällen in Friede ruhen können. Als Du Dein „Schier dreißig Jahre bist Du alt" sangest, hast Du daran gedacht, daß Du dreißig Jahre nachher dafür singen und collectiren würdest? —

Das obige soll weder ein Brief, noch sonst ein Aufsatz ꝛc. sein, sondern nur ein Testimonium, daß ich 3 Monate beinahe an Dich dachte, und für Dich etwas schreiben wollte, aber damit nicht zu Stande kam. Mehr kann ein Mensch nicht, als beweisen, daß er etwas Löbliches thun wollte, aber damit nicht zu Stande kam, weil er einer vis major unterlag. Raumer, der in einiger Zeit bei Dir persönlich erscheinen wird[1]), wird Dir mündlich über mich etwas sagen, wie er mir soeben bemerkt, und unsre liebe Frau von Putlitz hat mir gestern viel Herzliches über Dich mitgetheilt. Meine herzlichen Wünsche, alter Freund, mehr kann ich Dir leider auch nicht schreiben! — Wenn ich auch mit einem hübschen Brette auf dem Fahrwasser meiner kühnen Hoffnungen geblieben bin, so werde ich doch wahrscheinlich meinen Hafen nur in Arnstadt erreichen können. Auch ich muß jetzt für Andere denken, nicht für mich. Ach Gott,

---

[1]) Auf einer Reise nach Italien, die ihn durch Graez führte.

ich wollte doch mancherlei wenigstens Dir sagen, aber das Schreiben wird mir noch sehr schwer, und so reich ich an Gedanken bin — hochkühnen Flügen der Phantasie sogar — so mühsam geht es, wenn die Worte zu Papiere werden; noch mühsamer, wenn ich Phrasen im Sprechen bilden soll, und was das Gehen zu Fuß gilt, so kann ich zwar trefflich, aber meiner Frau ist so Angst (seit meinem letzten Schwindel, und den ewigen Blutegeln, Schröpfen 2c.), daß sie mich kaum allein über die Straße gehen läßt. Aber Muth, Muth, wenn's auch in dem Jahre von dem Sechsziger — wer weiß welchem letzten entgegen geht. Meine Frau, eine fast zu redliche Krankenpflegerin, grüßt und so grüße ich Deine treffliche Tochter, Kindeskinder, Schwiegersohn recht herzlichst. Wie gesagt nur ein Zeichen Deines treuen W. Haering."

Später aus Arnstadt an mich gerichtete Schreiben thaten immer nur den mißlungenen Versuch dar, mit Buchstaben zu bezeichnen, was der alte Freund im Herzen für mich aufbewahrt hielt. Gemeinschaftliche Genossen früherer Tage, die durch Arnstadt reisend ihn gesehen, bestättigten wie die Nennung meines Namens ihn jedesmal erregt, und den zerrütteten Seelenzustand belebt habe. Wir sind uns treu gewesen und geblieben. Ich hab' ihn auf seiner, mit-

unter beschwerlichen Bahn zum wohlverdienten Ruhme eines märkischen Walter Scott redlich begleitet, mit ihm durchgemacht in Freud und Leid, was ihm und seinen Schöpfungen von „Walladmor" an, über „Schloß Avalon" — „der Geächtete" — „die Schlacht bei Torgau" — viele Novellen — „Haus Düsterweg" — Reiseskizzen — „Zwölf Nächte" — „Urban Grandier" — u. s. w. bis zum „Cabanis" — „Roland von Berlin" — „der falsche Waldemar" — „die Hosen des Herrn von Bredow" — u. s. w. widerfahren. Aus dem etwas verzagten, sehr um seine Arbeiten besorgten Autor, der die anfänglichen Versuche an meinem Theetisch in Berlin mir und einigen Freunden vorzulesen liebte (den Bleistift für etwaige Notizen in der Hand), war im Laufe der Jahre ein berühmter Wilibald Alexis geworden, dem oftmals, wo er sich auf der Straße zeigte, sein „Friedrich Rex, unser König und Herr" fröhlich nachgesungen wurde. Er hatte sich zum Hausbesitzer und Häuserbauer, zum Gründer einer großartigen Leseverein-Buchhandlung hinaufgearbeitet, (wohl auch Geld dabei verspekuliert) doch kein Wechsel weder in seiner litterarischen noch geselligen Stellung störte ihn in seiner unveränderlichen Anhänglichkeit für den schlesischen Freund aus des Zackens steinigtem Flußbett, und er stand mir immer wie ein Bruder zur Seite, wo es galt, manche

meinerseits verübte Dummheit, Thorheit, Unvorsichtigkeit ausgleichen zu helfen, mocht' es nun durch die Feder, mocht' es durch die That sein. Im Allgemeinen hätte sich auf ihn jenes später in Brauch gekommene geflügelte Wort: vom „Aufhören der Gemüthlichkeit bei Geldsachen" anwenden lassen. Desto tiefer bleibt es in mein Gedächtniß geschrieben, daß er auch in diesem Punkte für mich eine wahrhaft rührende Ausnahme machte. Ich unternahm sammt meiner Familie, da die Liebenswürdigkeit des unvergleichlichen Herrn Commissionsrathes Cerf uns von Berlin verscheuchte, eine Reise nach sehr unsichern Zielen, deren Ausgang in Nebel verhüllt schien. Als stets gewissenhafter (das darf ich mir nachrühmen) Erfüller meiner Verpflichtungen, hatte ich, wie man zu sagen pflegt, reinen Tisch gemacht, und hinterließ keine Schulden. Aber ich war, was die Reisekasse anlangte, nun auf den pekuniairen Ertrag unsrer ersten Gastspiele angewiesen, der bekanntlich — sogar bei künstlerisch günstigem Erfolge (und wer verbürgte mir letzteren?) — oft von Zufälligkeiten abhängt. Ich fragte schriftlich bei Wilibald Alexis an, ob W. Haering ein paar hundert Thaler liegen habe, die er mir auf einige Monate vorschießen könne? Er beantwortete die Frage mit bedauerndem Nein, und ich wunderte mich darüber nicht im Geringsten.

Saß er doch mitten in seinen Bauten und Specu=lationen! Kurz vor unserer Abreise, wie ich Abschied in der Litteraria sagte, zeigte er sich, obwohl freund=lich, doch verlegen, wie wenn er etwas mit mir sprechen wolle, was ihn bedrücke. Ich fand das be=greiflich, tadelte mich selbst, ihm diese Verlegenheit bereitet zu haben und wich einem Zweigespräche mög=lichst aus. So trennte sich die Gesellschaft mit allge=meinem Lebewohl, welches wir sämmtlich abkürzten, um nicht in Rührung zu gerathen. Ich, tief betrübt über die Trennung von Berlin und vielen Freunden, wendete mich meiner abgelegenen Holzmarktstraße zu. Da plötzlich hörte ich's hinter mir durch spät=abend=liche Einsamkeit trippeln .... das war Haering's Gang. Ich wende mich nach ihm um. ...

„Dir hab' ich noch etwas abzugeben!" ruft Er, und entflieht.

Ich trage das in ein altes Zeitungsblatt gewickelte Packetchen heim, (H. war ein Geizhals, was Schreib=papier betraf) mache Licht, enthülle ... und finde den erbetenen Vorschuß!

Das gute Glück erwies mir die Gunst, sehr bald den Betrag dieser Schuld zurückerstatten zu können; doch ist dadurch die Schuld der Dankbarkeit nicht getilgt worden. Und sie dauert fort über's Grab hinaus. Denn was von jedem andern Freunde ein

Akt vertrauender Gefälligkeit gewesen wäre, wurde bei H's. eigenthümlichem Charakter zum rührendsten Beweise wahrhaft beschämenden Wohlwollens. Mit ihm ist der letzte, der getreueste meiner Altersgenossen aus diesem Leben geschieden. Und mag ich ihn seit zehn Jahren seiner nur noch vegetierenden Existenz schon zu den Todten gezählt haben . . . der Gedanke an den nun wirklich eingesargten, in den Erdboden versenkten Leichnam des alten Freundes durchschauert mich wie winterlichster Frost; wahrlich nicht weil ich weiß, wie bald ich ebenfalls begraben werde, nur weil mit ihm ein Restchen eigener matter Lust am Dasein mir weggestorben. Gleichwohl ist's fast, als machte die Nachricht vom Tode entfernter theurer Menschen ihr Gedächtniß erst wieder ganz lebendig; man wähnt noch einmal mit ihnen zu durchleben, was schier vergessen war. So umschwärmen mich jetzt auf's Neue Erinnerungen an Wilibald's Liebesleiden, zu deren Vertrautem ich einst geworden bin. Ich besinne mich auf das Erscheinen seiner, mit dem Portrait der Sontag (als Donna del Lago) geschmückten metrischen Uebersetzung der Walter Scott'schen „Jungfrau vom See," welche mich durch zufällig hingeworfene Aeußerung Wilhelm Schadow's über eine tiefergehende Passion unseres Freundes verleitete, letztere in Zusammenhang mit Henriette zu

bringen. Schadow lachte mich aus und es ergab sich, daß keine Henriette, sondern eine Anna gemeint war, welche dieser ihrem väterlichen Hause befreundete große Künstler als „Mignon" zu einem berühmten Gemälde verklärt hatte. Aus dieser Neigung für die anmuthige, vielbewunderte, von jungen Herren in „zweierlei Tuch" umworbene Schönheit erwuchs dem enttäuschten Haering sein Drama „Aennchen von Tharau," dem allerdings weniger der Simon Dach'sche Ursprung, als vielmehr der Wilibald Alexis'sche Unmuth abzumerken ist, mit welchem er sich doch glücklich genug die hoffnungslose Liebe aus der Brust geschrieben. Damit mußte er sich endlich auch begnügen, denn auf der Bühne ging das „Aennchen" ziemlich spurlos vorüber. Wie er überhaupt mit seinen theatralischen Anläufen wenig Glück hatte, wodurch sich sein unermüdlicher Eifer für erneuerte Versuche nicht abschrecken ließ. Um eines der von ihm auf der Königstädter Bühne dargestellten Schauspiele war es Schade. Die sehr beschränkte Concession erforderte, daß Alles, was wir in ernsterem, gar in tragischem Gewande einschwärzen wollten, die Bezeichnung: „Melodrama" als Maske vornehmen mußte. Dazu gehörte denn natürlicherweise auch musikalische Begleitung, und diese übertrug Haering's festes Vertrauen dem, als Theoretiker späterhin zu

großem Rufe gelangenden Herrn B. A. Marx. Ich kann nicht beurtheilen, was dieser geistreiche Mann als Compositionslehrer geleistet; was ich von seinen musikalischen Schöpfungen kennen lernte, hab' ich nicht begriffen, denn sie klangen mir nicht wie Musik. Damals war die Zukunftsmusik noch nicht erfunden; wäre sie uns aber schon beschieden gewesen, sie müßte sich an Melodieenfülle und Naturwahrheit zu der Marx'schen Musik verhalten haben, wie sich Mozart und Haydn zu ihr verhalten. So viel dröhnendes Blech, . . . so viele ohrzerreißende Uebergänge . . . so viele lange Kunstpausen . . . so viel Gewudel und Gemudel im Gewirre der Streichinstrumente schien in jener Zeit, wo die Sonne der wahren dramatischen Tonbildung noch nicht aufgegangen war, und die Welt noch nicht erleuchtet hatte, ein dem Tollhause entlaufenes Charivari. Es verdarb die Wirkung des Drama's: „Die Rache wartet," welches einen tiefen tragischen Kern in sich barg und an vortrefflich ausgearbeiteten Scenen reich ist. Eine Erzählung des französischen Offiziers, der seinen treuen Rappen auf dem Rückzuge aus Rußland schlachten mußte, gehört zu dem Ergreifendsten, was man auf den Brettern vernommen. Einzelnes griff auch durch — aber dann fing das Orchester wieder mitzureden an und zerstörte die dem Dichter günstige Aufmerksamkeit.

Mochten sich des Letzteren Anhänger noch so schwer ärgern, mitlachen mußten sie dennoch. Es war zu toll . . . für uns nämlich, die wir damals noch an heut zu Tage längst überwundenem Standpunkte klebten. Jetzt würde in ähnlichem Falle auf uns anwendbar sein, was jene Berliner Köchin von den in kaltem Wasser an's Feuer geschobenen Krebsen tröstend sprach: „Das sind die Thierchens schonst jewohne!"

Einige kleine Stücke, als z. B. „Die sieben Briten," so wie ein gegen die feindlichen Taschenspieler Bosco und Habitt gerichteter satyrischer Gelegenheitsschwank (unter dem Titel „Bosculo aus Barcellona und Greif aus Kasan"), machten mehr Glück.

Aber einen nachhaltigen Erfolg errang sein Bestreben erst mit dem Lustspiel: „der verwunschene Schneidergeselle," welches theils durch einwohnendes komisches Talent, theils durch drastische Darstellung des in solchen Scherzen unvergleichlichen Schmelka sehr viel Beifall fand und oftmals aufgeführt wurde, was dem Autor unglaubliches Vergnügen gewährte.

Das war dem Guten doppelt zu gönnen. Denn in jene Epoche war die Auflösung seines schon geschlossenen Brautstandes gefallen. Er hatte sich verlobt mit einer durch Geist, Karakter, besten Ruf,

und bedeutendes Talent hervorragenden Schauspielerin. Eine Verbindung, die sich in Dresden vorbereitet, dann während eines Gastspiels in Berlin, unbegreiflich (für mich wenigstens) rasch geschlossen hatte. Nach meinem Gefühle gab es nie zwei hochachtungswerthere, so wenig für einander passende Persönlichkeiten; niemals schärfer getrennte Verhältnisse, Bestrebungen, Lebenszwecke. Ich hab' ihm das ehrlich eingestanden, ward zurückgeschlagen durch das allmächtige Wort: „Aber wir lieben uns!" wogegen sich nichts mehr einwenden läßt. Ich saß bei ihm in seinem jüngst erbauten Arbeitszimmer des umgeschaffenen Hauses, am Morgen jenes Tages, dessen Abend für die Brautfahrt nach Wien bestimmt war. Seine Sehnsucht, die Geliebte wieder zu sehn, mit der er sich ein halbes Jahr hindurch schriftlich aussprechen müssen, erfüllte ihn. Er machte die lachendsten Pläne für ihre Zukunft. —

In kürzester Frist befand er sich wieder in Berlin. „Wir haben uns freundschaftlich getrennt." Weiter wünschte er nicht sich zu äußern; doch gestand er mir willig ein, daß er einen Nebenbuhler gefunden und diesem das Feld geräumt habe, nachdem Julie Gl., ihrem edlen Wesen entsprechend, geradezu erklärt hatte: sie ziehe Jenen ihm vor, . . . doch wolle sie das einmal gegebene Wort nicht brechen, wenn Er

es nicht zurück gebe. Das ist denn geschehen, zu beider größtem Glücke! Sie ist die Frau eines vortrefflichen Mannes geworden, der sie geachtet, verehrt, auf Händen getragen hat, bis zu ihrem, nach qualvollen Leiden erfolgtem Tode. Und Wilibald Alexis hat später eine Ehe geschlossen wie sie für ihn im Himmel nicht passender hätte können ausgesonnen werden. Seine Frau hat ihn mit aufopfernder, hingebender Liebe gepflegt in seinen, wenn auch nicht so schmerzhaften, doch zehnmal langwierigeren Leiden. Beide sind, behütet von heiliger Treue, sanft friedlich hinüber gegangen, Julie wie Wilibald.

Wär's nicht ein furchtbares Geschick gewesen, wenn sie, die in unsäglichen Schmerzen hinsterbende Dulderin, des langsam Ablebenden einzige Stütze; wenn er nach ihrem Tode völlig hilflos zurückgeblieben wäre? Der liebe Gott hat besser für sie gesorgt, als Er sie von einander schied. Ihr hat ein erprobter Lebensgefährte die brechenden Augen zugedrückt; ihm hat eine, sich selbst vergessende, nur in strenger Pflichterfüllung aufgehende, Ehegattin die Dunkelheit der letzten Jahre liebevoll erhellt.

Es ist wunderlich, daß sich zwischen die Särge, die ich vor mir erblicke, unabweislich eine Hammelkeule schiebt. Ich kann das Ding nicht wegdrängen. Haering versicherte oftmals, er vertrage keinen Schöpsen-

braten und erkranke jedesmal, wenn er welchen unvorsichtig genossen. Meine Frau behauptete, das sei Einbildung. Um ihn zu überführen, ward eine besonders ausgestattete Keule kochkünstlerisch veredelt und ihm bei frohem Male vorgesetzt. Er ließ sich's, als Rehkeule, die wir aus Lampersdorf sammt übrigem dazu gehörigem Rehbock von Thielaus empfangen hätten, bestens schmecken. Acht Tage nachher sagten wir ihm die Wahrheit. Nun fiel ihm ein, er hätte sich wirklich unwohl gefühlt auf jenen verbotenen Genuß . . . wurde schrecklich verlacht und wurde ausgiebig verspottet. —

O lieber Alexis, wie viele Hammelkeulen, und nicht einmal künstlich umgewandelte, haben wir, du und ich, im Leben für Rehbraten verschluckt! Und haben's auch nicht gemerkt . . . aber unwohl ist uns oft danach geworden, und das nicht blos in der Einbildung. — Es giebt gar zähe unverdauliche Hammel!

106.

— „Daß dem nun verstummten ich mit einem
„Lied bezeugte, was er mir gewesen,
„Daß er dess' sich rühmt' und Ehre fände
„Drüben unter Paradiesesvögeln ꝛc." —

So ruft Friedrich Rückert dem Kanarienvogel nach; dem „vorausgeflognen Kunstgenossen, der im

bunten Wechselgang des Lebens ihn durch Gesang zum Gesang ermunterte."

Ich bin kein Friedrich Rückert, und das Lied, durch welches ich bezeugen möchte, was ein vorausgezogener Sanggenosse mir gewesen, wird dem Verstorbenen keine Ehren einbringen; ich weiß das wohl. Dennoch will ich seiner mit herzlichen Worten gedenken, mir zur Ehre, nicht ihm; denn er bedarf dessen nicht mehr.

Auf meiner Rundreise durch Schlesien (1861), der letzten Sängerfahrt, die ich noch unternommen, fand ich in Sagan zu mehreren neuen, jüngeren Freunden auch den Dr. med. Martin Beerel, und durch diesen den Kreisrichter Dr. jur. Adolf Gad. Dieser neue wurde in so fern mir gleichsam zum alten Freunde, als ich in der Jünglingszeit zu Breslau von seinem Großvater stets gütig und theilnehmend behandelt worden, und später in den Jahren von 1832 bis 36, seinem Vater, dem Ober-Gerichtsrath zu Frankfurt a/O. näher getreten war, in jenen geistvollen geselligen Zirkeln, die sich um die Präsidenten von Reck, von Wißmann, von Redtel, um Frau von Zielinska u. s. w. gebildet hatten; so recht eigentlich gebildet, weil wirkliche humane Bildung darin vorherrschte. Dieselbe Richtung belebte auch den kleineren Kreis, der mich in Sagan umgab, und unter ihren Auspizien wuchs die gegenseitige Zuneigung zwischen Gad und

mir gedeihlich auf. Einige Jahre nachher fanden wir uns in Breslau wieder, wo ich meinen Wohnsitz aufschlug (1865) und wohin Gad sich als Rechtsanwalt versetzen ließ. Aus dem Feldzuge heimgekehrt ließ er, im Vereine mit mir, Preußische Kriegs- und Gelegenheits-Lieder drucken, die in vielen kleinen Heftchen verbreitet, das von ihm gedichtete schöne Schlußwort enthielten:

„Ade Kamerad, der Krieg ist aus,
Die Feinde sind bezwungen,
Nimm Deinem Vater mit nach Hauf'
Die Lieder, die wir gesungen."

„Die Alten, die das Vaterland
Verjüngten im Freiheitskriege,
Sie gaben uns Leyer und Schwert in die Hand
Für neue Preußensiege."

„Dem Alten sag', und gieb nur Acht,
Es schwillt das Herz ihm voller,
Als Preuße hat's der Sohn vollbracht,
Und der König als Hohenzoller."

„Der Jungen Werk ist der Alten Saat.
Wir bringen sie dankbar wieder.
Es ist die alte Preußische That,
Und die alten Preußischen Lieder."

Gad machte in Breslau was man so sagt: „ein Haus." Er gab gern Gesellschaft und bewirthete recht aus dem Vollen. Wer wie ich nicht mehr an solchen Genüssen Theil nehmen darf, ohne Furcht

für seine Gesundheit, der zieht ein stilles Zusammensein in traulichem Gespräche vor. Gar manche liebe heitere Stunde hab' ich bei ihm und seiner sanften liebenswürdigen Gemahlin durchplaudert, und der Stoff ist uns niemals ausgegangen. Er war ein anregender und zugleich bald angeregter, vielseitig unterrichteter, wohlwollender Mensch, gab sich herzlich als solchen kund, erweckte jedoch bisweilen die Besorgniß, daß er mitunter beunruhigenden Anfällen überreizter Heftigkeit unterworfen sei, die nur schwer zu bekämpfen waren; eine Bemerkung, die sich mir mehrfach aufdrängte, ohne daß ich gerade viel darauf geachtet hätte. Daß aber die in ihm waltende Unruhe mächtiger wurde, zeigte sich deutlich in dem Ueberdruß, welcher ihn, nach kurzer Frist schon, die selbstgewählte Stellung als Advokat aufzugeben veranlaßte. Wir wurden plötzlich überrascht, er habe sich um einen Platz am Berliner Stadtgericht beworben und denselben erhalten.

Darauf nun beziehen sich die Verse, in denen ich ihm und seinem Hause Lebewohl sagte:

„Von Sagan fortgesehnet hat
Sich stets nach einer großen Stadt
Der rechtsgelehrte Doktor Gad."

„Und stand der häuslich zarte Sinn
Der lieblichen Berlinerin
Auch nicht nach lautem Treiben hin,"

„So war sie doch sehr froh bereit,
Aus trauter eigner Häuslichkeit,
In weitere Geselligkeit"

„Bisweilen einen Blick zu thun.
Den Doktor läßt es niemals ruh'n,
Er trieb — er trieb — da war er nun!"

„Da war er nun in Breslau hier,
Bezog das räumlichste Quartier,
Gab seinen Gästen viel Plaisier,"

„Und speisete und tränkte baß,
Aus vollem Topfe, vollem Faß,
Die Freunde sonder Unterlaß."

„Auch fehlt' es ihm an Praxis nicht,
Er trabte eifrig auf's Gericht,
Den Arm voll Akten von Gewicht."

„Da scholl es dröhnend: Auf zum Krieg!
Das Echo wiederklang: Zum Sieg!
Jedwede andre Stimme schwieg."

„Der treue Preuße rückt' in's Feld,
Schlagfert'ger Landwehr zugesellt;
Dem Himmel ward anheimgestellt"

„Die Sorge so für Amt, als Haus,
Für Weib und Kind. Es ging hinaus
Vom Wortkampf in den Waffenstrauß."

„Als Hauptmann kam der Lieutnant heim,
Kocht' allsogleich den besten Leim,
Zu kitten patriot'schen Reim,"

„Und that, nach Volkes Geist und Mund,
Vieltönend Preußenlieder kund,
D'rin Scherz mit Ernst sich eint zum Bund."

„So stand es gut um uns, um ihn.
Jetzt aber will er weiter zieh'n?
Es drängt ihn plötzlich gen Berlin."

„Was sucht er dort? Den äußern Schein?
Die Residenz? Ich sage Nein,
Und Frau Helene stimmet ein."

„Die Eltern sind's, in deren Kreis
Dies Paar die rechte Heimath weiß;
Dafür zu theuer gilt kein Preis."

„Er ist vom Prozessieren matt,
Ist des Plaidierens übersatt,
Er hat genug, der gute Gad."

„Ein Richter will er wieder sein,
Der Wissenschaft sich wieder weih'n,
In Ruh' an Seel' und Leib gedeih'n."

„Drum weg mit Aerger und Verdruß,
Was ein Rechtsanwalt schlucken muß!
So lautete der Schluß-Entschluß!"

„Das ist die Henkersmahlzeit heut,
Die Eure Gastlichkeit mir beut,
Und wenn der Freund sich innig freut,"

„Daß Ihr der Wünsche Ziel erreicht . . . .
Das Scheiden wird ihm doch nicht leicht,
Das Herz von Rührung doch erweicht."

„Rasch mag die Jugend weiter gehn,
Der Alte bleibt am Grabe stehn,
Er sagt nicht mehr: auf Wiederseh'n!"

„Geschehʼ wie's Gott in Gnaden lenkt;
Doch wenn der Schlesing Ihr gedenkt,
Sei ein Gedank' auch mir geschenkt!"

In Berlin wußten wir, seine hiesigen Freunde, die lieben Leute zweifach heimisch, und vernahmen von ihnen und über sie das Beste. Ich wechselte einige Briefe mit ihm. Am 31. Januar 1870 empfing ich nachstehende Zuschrift:

„Berlin, vom 30. Es erscheint mir durchaus praktischer, Ihnen meine herzliche Gratulation zum Geburtstage nicht gerade am 24. — wie der Gebrauch es wohl mit sich bringt — zu übersenden, denn in der Fülle von Briefen, welche Sie an solchem Tage erhalten, haben Sie meinen nicht vermißt, und würden ihn, wäre er pünktlich eingetroffen, nur nach der Nummer gezählt haben. Heute aber lesen Sie ihn von Anfang bis zu Ende durch, und steht auch nicht gar vieles, oder irgend etwas von Bedeutung darin, so lesen Sie doch das mit wahrer herzlicher Zuneigung ergebene Gemüth heraus. Wenn man einem Dichter Glück wünscht, muß man ihm neue Geburten wünschen, Geburten solcher Sprößlinge, welche erwachsen auf die Welt kommen und bei aller Anmuth der Gestalt doch auch die Alimentationspflicht gegen ihren Vater nicht vergessen. Gerade die Anmuth, mit der sie leicht und beweglich durch die Welt ziehen, besorgt diese Pflicht am Besten. Es ist vielleicht unpoetisch aber praktisch, dieser Pflicht überhaupt

zu gedenken. Ich habe mich, wie ich abermals vielleicht unpoetisch bekenne, sehr gefreut zu hören, daß die Schillerstiftung mit dem alten — Sie nennen sich ja selbst immer so — Schlesischen Sänger in geeignete freundschaftliche Beziehung getreten ist. —

Ich arbeite natürlich auch hier, aber doch bequemer als im Anwaltsamte zu Breslau; hauptsächlich im juristischen Fach. Doch habe ich auch wieder einmal in Ihr Gebiet gestreift, und ein Lied zum Angedenken des Divisions-Generals Freiherrn von Hiller gemacht, der am 3. Juli auf der Höhe von Chlum geblieben ist. Dies kleine Opus wird wohl in einigen Monaten einmal im „Soldatenfreund" stehen. Soldat bin ich hier wieder mehr; ich bin hier Compagnie-Führer; auch giebt es allerlei Veranlassungen der militärischen Pflicht zu genügen. So war ich am Donnerstag bei der Cour. Zum ersten Mal sah ich das Schloß, insbesondere den weißen Saal in seiner wahrhaft königlichen Pracht. Es hatte, wie Sie verstehen, für meine Seele etwas wahrhaft Erhebendes, diese Königsfamilie mit ihren in ferne Jahrtausende reichenden Heldengestalten: König Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl zu sehen und sprechen zu hören.

Alle Drei sahen wohl aus, der Kronprinz ist von der großen Reise sichtlich erfrischt zurückgekehrt. Und dieser doch nun bejahrte König bewegt sich mit einer Rüstigkeit und Ausdauer bei einer so großen Cour, überall freundliche Worte und Grüße spendend, daß es eine Lust ist mit anzusehen. Um meiner Frau ein ähnliches Vergnügen zu machen, war ich mit ihr am Freitag auf dem Subskriptions-Ball im Opernhause. Dort sah ich unter Andern Ihren Freund, den Landrath Friedenthal nebst Gattin, beide doch immer noch voll Kummer über den Verlust des einzigen Sohnes. Es ist auch traurig!

Mit den besten Grüßen, denen meine Frau sich anschließt, Ihr getreuer Adolph Gad."

Wenige Tage nachher verkündeten die Zeitungen mit geheimnißvollen Andeutungen den „plötzlichen" Tod des Freundes. — Da war's wohl an der Zeit, sein obiges Wort zu wiederholen: „Es ist auch traurig!"

Ach, warum durfte die düstere Wolke nicht vorüberziehen, die sein Haupt mit Krankheit umzogen, und ihn zu rascher unabwendbarer That getrieben!? Warum durfte er nicht erleben, daß einige Monate

später der Kriegsruf auch ihm erschollen wäre, und ihn in's Feld der Waffen geführt hätte, dessen Kämpfe und Siege die melancholischen Anfechtungen bald verscheucht haben würden? Warum durfte er sein schönes Lied nicht anstimmen, an der Spitze seiner Compagnie:

Vorwärts, Preußen, der Feind rückt an,
Vorwärts, preußischer Landwehrmann!
Soll der Franzose Dein Weib entehren,
Dein Haus verbrennen, Dein Brot verzehren?
Vorwärts, Landwehr, Gewehr in die Hand,
Mit Gott für König und Vaterland!

Preußens Weiber, nicht lange geweint
Bleibt uns treu und haßt den Feind!
Haltet die Kinder in Gottes Wegen,
Lehrt sie beten um Sieg und Seegen.
Vorwärts, Landwehr ꝛc.

Heimwärts jagte der Väter Schwert
Einst die Franzosen von Preußens Heerd.
Sind wir schwächer als unsere Väter,
Sind wir feige und Landesverräther?
Vorwärts, Landwehr ꝛc.

Fröhlich die alten Fahnen wehn,
Heldensöhne als Helden zu sehn.
Gott im Himmel ist unser Hüter,
Heilig der Krieg für Gottes Güter.
Vorwärts, Landwehr, Gewehr in die Hand,
Mit Gott für König und Vaterland!

Warum durfte der brave Mann den Ehrentod im großen Kampfe nicht suchen und finden???

Müßige Fragen! Sie werden sich lösen, wenn Gellert's frommer Wunsch dereinst zur Wahrheit wird:

„Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah."

Ja, dunkel. Sehr dunkel! Die Dunkelheit des Grabes.

107.

— Die Vertheidiger und Lobredner gegenwärtig immer weiter um sich greifender und wahrhaft schrecklich einreißender Benützung der Theaterfreiheit führen unter andern vorgeschützten Gründen auch den im Munde, daß durch die concurrierende Unzahl täglich neu auftauchender Bühnen, bei niedrigsten Eintrittspreisen, dem „Volke" Gelegenheit geboten werde, Dichtungen kennen zu lernen, die ihm sonst fremd blieben. Diese Anstalten sollen bilden und veredeln! In wie fern das auf solchem Wege gelingen möchte, begreife ich nicht. Aber was sich gewiß voraussagen läßt, ist der völlige Untergang dessen, was etwa bisher noch dramatische, d. h. Darstellungs-Kunst, was Anerkennung, warme Empfänglichkeit für dieselbe genannt werden durfte. Da geht denn Eins mit dem Andern verloren. Aufführungen würdiger Dramen werden niemals günstig wirken, können unmöglich

erhebend bilden, wenn sie nicht in sich selbst eine gewisse Würde behaupten. Wo soll diese herkommen auf Bühnen, die der Zufall, das Spekulationsgelüst eines Kneipenbesitzers, eines Wucherers, Mädchenjägers oder Kupplers über Nacht errichtete, ohne die geringste Kenntniß der Sache, ohne Freude daran, ohne Aussicht auf Dauer, nur als Versuch, den man aufgiebt, sobald er nicht „rentiert?“ Auf Bühnen, die durch gewissenlose, unverständige Agenten bevölkert, eine Horde zusammen gewürfelter, unvorbereiteter, gänzlich roher Anfänger beherbergen? Durch solche Vermittelung soll die Poesie Eingang finden bei Menschen, denen sie bis dahin fremd geblieben? Bei Menschen, die sich zur Befriedigung oberflächlicher Schaulust nur deshalb *hier* einstellen, weil es nicht mehr als drei Silbergroschen kostet und nebenbei das im Hause verzapfte Bier einen passablen Ruf hat?

Nun, mit demselben Rechte ließe sich behaupten, daß litterarisch-poetische Bedürfnisse angeregt würden bei Handlangerjungen und kohlensauren Jungfrauen durch die Lectüre der von ihnen so gern verschlungenen Gänsehäute erzeugenden, Ritter-, Räuber- und Spuk-Geschichten.

Die Zuschauer dieser Gattung bleiben was sie sind: *Schauer!* Von *hören*, von in sich aufnehmen ist kaum die Rede. Der *Geist* der Dichtung müßte

ihnen sehr eindringlich beigebracht werden, sollte ihr Verständniß dafür sich eröffnen. Das erfordert gute, sinnige Redner, die überhaupt selten sind. Es wird ihnen jedoch nur geboten was Stümper bieten können: Wildes Gebrüll plumper Kulissenreißer und Ziererei gemeinster Koketterie! Das soll veredlen? — Schiller's Ausspruch: „Zu jeder Zeit, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler verfallen," klang mir von jeher verdächtig. Jetzt hab' ich mir ihn, das heutige Theaterleben betrachtend, dahin abgeändert: „Die Schauspielkunst ist vollends verfallen durch die Beschlüsse des hohen Parlamentes." Denn ohne diese fände das unberufenste Gesindel keine Gelegenheit „zum Theater zu laufen."

108.

— Die Beilage zu Nr. 399 der Schlesischen Zeitung (1871) enthielt gestern eine Anzeige von Meißner's Dichtungs-Kitt. Ich hatte beim raschen Ueberfliegen anfänglich nur die großgedruckte Aufschrift gelesen, ohne darauf zu achten. Am Abende beschäftigte mich das Buch, in welchem Alfred Meißner, der Dichter, interessante Erinnerungen an seinen Großvater mittheilt, dessen Werke mir dereinst zur Jugendzeit große Freude bereitet haben. „Meißner's Skizzen"

ꝛc. sind mir unvergeßlich geblieben. Plötzlich standen nun jene des Morgens gar nicht erwogene Worte: „Meißner's Dichtungs-Kitt" in meinem Gedächtnisse wieder auf, und gewannen eine mich im Lesen störende Bedeutung durch dieses seltsame Zusammentreffen. „Sollte in der Familie ein Kitt für Dichtungen erblich sein?" Solch' verwünschter Gedanke drängte sich zwischen die Zeilen. Es ließ mir keine Ruhe; ich mußte die Zeitung wieder hervorsuchen, die zum Glücke noch unverletzt vorhanden war, und da zeigte sich denn, daß Herrn Wilhelm Meißner's Pommerische Asphalt- und Steinpappen-Fabrik in Stargard ihren Kitt für Dach-Verdichtung, keineswegs für Dichtung anpries.

Erst nachdem ich darüber beruhigt war, vermochte ich mich wieder dem Vergnügen hinzugeben, welches mir Alfred Meißner durch die litterarischen Reliquien seines Großvaters August Gottlieb bereitete.

109.

— Herr K. H. Sanson, der respektable Stammhalter einer so thätigen Scharfrichter-Familie, soll, wie versichert wird, auch bei ermüdendster Ausübung seiner Amtspflichten unbeugsam geblieben sein, und dieselben „Ehrenpflichten seines Amtes" genannt

haben. Erst das Blut Ludwig's des Sechszehnten machte ihn stutzig. Da wurde ihm bange um die Existenz des Staates. Er fragte sich, was es denn jetzt noch Gesichertes, Dauerndes, Geachtetes auf Erden gebe? Ob es noch erlaubt sei, an's Schaffot zu glauben, nachdem (durch) seine Hand) der Thron umgestürzt worden? Ob in einer menschlichen Gesellschaft, in welcher sich nach und nach Alle, Einer den Andern, ermorden, die Vernichtung des Königthumes nicht auch die Berechtigung des Scharfrichterthumes vernichte? Ob endlich seine Mission noch ein Amt göttlicher Vorsehung bleibe, seit dem Tage, wo sie angewendet ward, dem Gesalbten des Herrn das Haupt abzuschlagen? u. s. w.

Kindische, alberne Bedenklichkeiten! Dergleichen störten nicht den Volksrepräsentanten (Departement Doubs) Herrn Lejeune! Dieser vorzügliche Vertreter unanfechtbarer Volksherrschaft, hatte sich eine niedliche allerliebste Modell-Guillotine anfertigen lassen, womit er sämmtlichem für seine Tafel bestimmtem Geflügel die Köpfe abschlug. Bei'm Dessert ging dann, zum Ergötzen der Versammlung, das liebe Maschienchen von Hand zu Hand, um Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit recht anschaulich zu machen.

Das ist erhaben; der einen und untheilbaren Republik würdig, die nur darin Theilbarkeit duldete,

daß sie den Leuten das Eigenthum raubte und ihr mißfällige Köpfe vom Rumpfe abtheilen ließ.

110.

— Ich habe nicht viele Kritiken über meine Romane gelesen. Keine von allen, welche mir etwa zu Gesichte kamen, hat mich, auch wenn sie nachsichtig schonten, so in tiefster Seele befriediget, für manchen herben Tadel (gerechten oder ungerechten) entschädigt; hat mich mit meiner Autorschaft so trostreich ausgesöhnt, als die wenigen Worte, die mir neulich mein ältester Enkel schrieb. Sie verlieren allerdings an Gewicht, eben weil sie an einen Großvater gerichtet sind. Doch nur für Andere. Nicht für mich, der den Schreiber genugsam kennt, um überzeugt zu sein, daß er nichts aussprechen wollte, als seine aufrichtige Meinung; und dieß aus völlig eigenem Antrieb, ohne irgend welche Anregung von meiner Seite.

„Die mir ziemlich karg zugemessene freie Zeit verwende ich fast ausschließlich auf Deine Schriften. Je älter ich werde, desto mehr werde ich mir ihres Werthes und ihrer Bedeutung bewußt. Worin der eine und die andere liege? In dem selbstbewußten Genügen an der wahren und vollständigen Darstellung des rein Menschlichen und Natürlichen

mit allen Mängeln, so wie mit allen Vorzügen, welche dem Irdischen ankleben — oder ihm erreichbar sind! — Es thut nicht Noth zu erfahren wie und warum Götter, Halbgötter, oder Ideale in irgend welcher Lage handeln würden und sollten; wohl aber ist es lehrreich zu sehen, aus welchen Gründen, mit welcher Berechtigung wahrhafte Menschen von Fleisch und Bein, so oder so, wirklich gewesen sind, und derjenige Schriftsteller, welcher uns auch nur einen einzigen menschlichen Karakter der Wahrheit getreu geschildert, und die psychologische Entwickelung desselben anschaulich verständlich gemacht hatte, hat nach meinem Dafürhalten des Poeten Aufgabe vollkommener gelöset, hat ein höheres Ziel der Dichtkunst erreicht, als Jene, die uns Menschen nach der Idee (nota bene ihrer eigenen) hinstellen, deren Wesen wohl ihren Idealen entspricht, die uns aber unmöglich zu Wegweisern dienen können."

Wie wohl mir das Urtheil eines gut gesinnten, geistig-begabten, unterrichteten, vorwurfsfreien jungen Mannes gethan — sei er zehnmal mein Enkelsohn — wird Jeder begreifen, der sich die Mühe nicht verdrüßen ließ, von mir verfaßte Romane unbefangen zu durchlesen. Was ich erstrebt habe, ist in den schlichten Worten, die er mir gönnte, klar ausgesprochen.

Was ich damit erreichte ... das steht auf andern Blättern. Für mich wiegt jenes eine gar viele auf.

111.

— Jeremias und die schöne Vicenzia ist eine kleine Erzählung von Maria von Olfers überschrieben, die ich heute Nacht gelesen. Ich kann mich nicht auf's Lager werfen, ohne, durch Thränen, einige Worte zu kritzeln, die meine Empfindungen auszusprechen versuchen. Mir sind im Allgemeinen weibliche Autoren nicht angenehm; bleiben sie in ihrer Sphäre, dann fesseln sie mich selten, und schreiten sie darüber hinaus, dann hören sie auf weiblich zu sein. Hier ist einmal eine Geschichte, wie sie nur aus Frauenhänden, aus einem edlen Frauenherzen hervorgehen kann, wie sie kein Mann, auch der größte Dichter nicht, zu ersinnen, durchzuführen vermöchte. Was sonst dem Leser nicht selten den Genuß verbittert: die naheliegenden Rückschlüsse auf der Schriftstellerinnen Persönlichkeit, das wird zum höchsten Vorzuge. Denn aus jeder Zeile tritt die Ueberzeugung hervor: Nur die eigne Seele thut sich in diesen seelenvollen Schilderungen kund; was sie künstlerisch erschuf, hat sie innerlich durchlebt, wenn auch

nicht äußerlich erlebt. Der heilige wunderbar wirksame Friede, den sie spendet, waltet in ihr. Wem recht weh' um's Herz ist; wer im Zwiespalt mit sich und der Welt seinem Geschicke grollt, der versenke sich in diese Erzählung. Eine bessere Arzenei wüßt' ich ihm nicht zu empfehlen. Und hilft sie auch nicht auf die Dauer, so lindert sie doch gewiß versöhnend manche düstere Stunde.

„Autant de prix sur l'ennemi" sagt unser Erbfeind, dem wir nicht abstreiten wollen, daß er Vieles außerordentlich treffend und hübsch zu sagen versteht.

112.

— Mit innerster Befriedigung habe ich vergangene Nacht das Buch gelesen: „Deutsche Tondichter" von Dr. Emil Naumann. Hätte der Verfasser nicht gar so viele Umstände mit einem ruhmredigen, aufgeblasenen Götzen der Neuzeit gemacht, den er allzu schonend behandelt, während der Leser doch fühlt, daß nur das vorwaltende Bestreben nicht ungerecht oder einseitig zu erscheinen weit schärfere Urtheile umhüllt . . . wahrlich, mein Genuß an diesen schönen Vorträgen wäre ein völlig ungetrübter gewesen. Was über Gluck, Hayd'n, Mozart gesagt, aus tiefster Seele dringt, erfüllt, rührt, entzückt

Jeden, dessen Seele dasselbe empfindet, wenn's ihr auch unmöglich war, das Nämliche so gründlich zu beweisen und auszusprechen. Eine Stelle über Mozart ist von der tiefsten psychologischen Bedeutung. Sie hat mir eine ganz neue Welt aufgeschlossen. Ich besinne mich durchaus nicht, jemals eine belehrendere, ich möchte sagen: erleuchtendere Erklärung meiner eigenen, mir dunklen Gefühle empfangen zu haben. Herr Naumann erwähnt, wie ihn, als er ein Kind war, der himmlische Reiz Mozartscher Melodie so verführerisch gefesselt habe, daß der Meister sofort sein Liebling wurde. Das änderte sich, als er in's Jünglingsalter trat. Die Jugend (sagt er), die selbst kämpft und ringt, fordert auch in der Kunst Sturm, Drang und Leidenschaft. Darum ist sie auch besonders empfänglich für das Pathetische, und bei ihrer Wärme für den Sieg des Guten und Göttlichen über das Niedere und Dämonische dem Dichter am Dankbarsten, welcher im Kampfe beider ihre Ideale am feurigsten verherrlicht, das aber, was sie haßt, am strengsten verurtheilt und von seiner angemaßten Höhe hinabstürzt. Solchen inneren Forderungen trägt in der Poesie am entschiedensten ein Dichter von der hohen Idealität und dem Pathos unseres Schiller, in der Tonkunst dagegen ein Genius von der Erhabenheit und leidenschaftlichen

Gluth unseres Beethoven Rechnung. Der große rheinische Tondichter ward daher damals auch so sehr mein ausschließlicher Abgott, daß mir Mozart neben ihm verblaßte und in manchen seiner Werke selbst gewöhnlich, oberflächlich, oder, wenn auch im besten Sinne, kindlich erschien. Als nun später, wie dies jedem von uns geschieht, das Leben mit seinen Prüfungen und ungeahnten Erfahrungen, mit seinen Täuschungen und Ernüchterungen, oder auch mit den Errungenschaften, die als unantastbarer Gewinn uns bleiben, an mir vorübergezogen war; als das Alter jener relativen Reife an mich herantrat, das jedem geistig Strebenden bis zu einem gewissen Grade sich aufthut; veränderte sich mein Verhältniß zu Mozart abermals. Zwar erhielt sich mir Beethoven ꝛc. ꝛc. neben ihm aber wuchs Mozart so unaufhaltsam empor, daß er mir nicht nur Beethoven, sondern auch seine Vorgänger zu überragen schien."

Dafür giebt nun Herr Naumann die geistvollste Erklärung, indem er das Bedürfniß des von innern und äußern Kämpfen, von unerreichbarem Sehnen ermatteten Menschen schildert, der nach Frieden begehrt. „Zu diesem höchsten Abschluß alles Kämpfens und Ringens gelangt Beethoven nur selten. In diesen Sphären jedoch begegnet uns Mozart. Stellt er sich nicht gleichsam als Bewohner jener idealen

Welt dar, nach deren Besitz Beethoven ringt? Wir, die im Thale Wandernden hoffen höchstens, ahnen vielleicht künftige Lösung der uns verwirrenden Widersprüche. Ihm dagegen, der sie als ein über sie Emporgehobener erblickt, stellen sie sich in ihrer Entwirrung, Abklärung und Versöhnung dar."

Zweierlei hat mich bei dieser bewunderungswürdigen Darstellung noch nebenbei, allerdings auf sehr eitle, dennoch verzeihliche Weise entzückt. Erstens daß Herr Naumann, wenn auch ohne den Namen zu nennen, doch deutlich ein ähnliches Verhältniß von Schiller zu Goethe durchblicken läßt; und daß mir folglich dadurch die Freude zu Theil wurde, ähnliche Empfindungen gehegt und niedergeschrieben zu haben in jenem Gedichte für's „Schiller-Album," überschrieben: „Fünf Paare,"[1]) worin ich Schiller mit Beethoven paarte, Mozart aber mit Goethe, und wo ich auf diese Zwei und ihren Segen spendenden Reichthum Alles ergoß, was meiner Armuth an Ausdruck höchster Begeisterung zu Gebote stand.

Ich will, um aufrichtig zu sein, mir hierbei anmerken, daß ich späterhin verschiedentliche, höchst ge-

---

[1]) Siehe Meine Gedichte, 5. Ausgabe, pag. 100.

ringschätzige Urtheile über dieses nämliche Buch vernommen habe, und wegen meiner Begeisterung für dasselbe von Fachmännern angefochten und verspottet worden bin. Mein Trost dabei bleibt, daß ich, als Laie, nicht verpflichtet werden kann, von Musik etwas Gründliches zu verstehen, daß ich mich lediglich von Gefühlen, nicht von kritischen Gründen bewegen ließ. Gefühle haben immer ein Recht sich kund zu machen, wenn sie erfreulicher Natur sind. Sie kränken niemanden und thun Demjenigen wohl, der sie hegt. Nebenbei will ich mir die Genugthuung nicht versagen, hier ein Sprüchlein beizufügen, welches ein Dichter, der sich Theodor Stamm nennt (Graf Heussenstamm ist sein wirklicher Name) in demselben Sinne auf Mozart anwendet. Er sagt:

„Denn wo And're uns ergreifen,
Mit der Quelle vollem Schwall,
Ließest Du ein Tröpflein träufen
Und es spiegelte das All!"

113.

— Im sechsten Bande der „Vierzig Jahre" (spätere Ausgaben pag. 245) habe ich erwähnt, daß mein Name, der in schlesischem Dialekte auch oftmals Hultei ausgesprochen wird, (wie man ebenfalls

Wulle — fullte — Guld ꝛc. vernimmt) auf Polnisch so viel als Holunke, Herumtreiber, lüderlicher Kerl bedeute; was einige etymologische Erläuterer auf die Vermuthung geführt, dieser Hultei sei als Familienname Holtei auf meine Vorfahren übergegangen. Schon damals wußte ich, daß wir nicht aus Polen, sondern aus Westfalen stammen. Aber ich befand mich in so fern auf unrichtiger Spur, als ich unsere Abkunft von den Holte's herleitete. Darüber hat mich die zuvorkommende Güte eines in Hamm lebenden Gelehrten und Genealogen, des Herrn Dr. Ludwig Troß eines Besseren belehrt. Derselbe schrieb mir vom Febr. 1860 u. A.

„Die Familie von Holtey hat ihren Ursprung allerdings, wie Sie wissen, in Westfalen gehabt, hat aber nie Holte, sondern immer Holtey geheißen. Ihr Stammsitz war der Hof Holtey zu Eicklinghofen bei Dortmund. Noch im Jahre 1399 finde ich dort diese Ritterfamilie. Ihr späteres Besitzthum war das Gut Benninghoven in der Nähe von Hörde. Der vorletzte des westfälischen Stammes war Hermann von Holtey, dessen zweiter Sohn nach Liefland ging und Comthur zu Ascherod war. Der ältere Bruder des Liefländers, letzter der Hiesigen, Winold v. H., starb in hohem Alter 1580 zu Benninghoven. Er ist in

der Kirche zu Wellinghoven bei Hörde begraben, wo sich von ihm folgende Grabschrift findet:

Omnia transibunt, transibimus, ibimus, ibunt,
Si cupis exemplum moriens tibi nobilis Holtey
Esse potest, veteri qui clausit stemmate stemma.

Winolt Holtey der Ehrenvest,
Des edlen Stambs der letzt,
In Benninghoven auf dem Sitz
So erbet Christoffer Schele itz[1]).
Gar wohl betagt gestorben ist
Im festen Glauben an Jesum Christ
Im Jahr achtzig der Minderzahl
Nach Christi Geburt tausend fünfhundert mahl."

Von jenem Comthur in Ascherod also stammen nun die Lief- und Kurländischen Holtey's ab, die ich persönlich daselbst kennen zu lernen die Ehre gehabt; die sich stets noch mit dem heimischen y unterschreiben, welchem auch mein verstorbener Vater bis zum Tode treu geblieben war; welches mir erst im Laufe dieser dem Ypsilon feindseeligen Zeit abhanden gekommen ist. Mein Großvater, noch in Kurland geboren, ist als sehr junger Mensch in Chursächsische, aus diesen in Preußische Dienste getreten. Ueber ihn, der als Obrist und Kommandeur der „braunen Husaren"

---

1) Christoph von Schele hatte Winold's Schwester geheirathet und dadurch das Gut geerbt.

starb, verdanke ich dem Freiherrn von Wechmar auf Zedlitz einige Kunde aus früherer Zeit:

„Friedrich der Große hatte nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges dem braunen Husarenregimente meinen Großvater (so schreibt mir Herr v. Wechmar) zum Chef gegeben, um dieses damals völlig verwilderte Regiment in Ordnung zu bringen, mit der Bewilligung ihm bis zum Jahre 1750 ganz freie Hand zu lassen, wonach er sich bei der ersten Specialrevüe überzeugen wollte von dem Erfolge dieses ausserordentlichen Vertrauens, der dann auch in der That anerkannt worden ist. Mein Großvater führte das Regiment noch mit Ruhm bis in's zweite Jahr des siebenjährigen Krieges; schwere Verwundungen nöthigten ihn dann aber zurückzutreten, und das Kommando dem Obristen Werner zu übergeben. Der Zustand des Reg. war bei Uebernahme des Befehls ein so schlechter gewesen, daß ein großer Theil der Offiziere beseitiget werden mußte, und mein Großvater hatte die Macht, deren Stellen nach eigner Wahl zu besetzen. Das geschah mit mehreren bereits kriegserfahrenen Ausländern, die sich bei ihm meldeten und die seinem Scharfblick gefielen. Er hatte im Jahre 1750 sein Regiment (10 Schwadronen mit 36 Offizieren 80 Unteroffizieren und 1020 Husaren) kom-

plettiert. In dieser Weise hat denn auch Ihr aus Kurland stammender Herr Großvater als einer der jüngsten Offiziers seinen Eintritt in's braune Husarenregiment gefunden, und der Name Holtey hat sich dem Rufe der Treue für Thron und Land fortgeerbt . . . ꝛc.

Mein Großvater hatte den schönen Gedanken, den größeren Theil der Offiziere für sich malen zu lassen. Es sind siebenundzwanzig gute lebensgroße Porträt's (Kniestücke) und sie tragen die Jahreszahlen 1749, 50. Petrus pinxit. Noch bezeichnender für seine Gesinnung ist es aber, daß er testamentarisch bestimmt hat, wie sie als besonderes Fideikommiß bei dem Wechmar'schen Familiengute bleiben müssen, wo sie den Speisesaal meines Schlosses auf die würdigste Weise schmücken, und ein historisches Denkmal bilden, welchem große Theilnahme gezollt wird. Auf das Bild Ihres Großvaters zurückzukommen, muß ich Ihnen sagen, daß ich es stets mit besonderer Theilnahme und Vergnügen betrachte, daß ich seinen Besitz hoch zu schätzen weiß, und wenn nun jemand, wer es sei, in meinem Bildersaale sich umsieht, so nehme ich ihn an der Hand, führe ihn zu einem gewissen Bilde, und sage: der da ist der Großvater von unserem . . . . ꝛc.

Aus dem Nachlasse meines Großvaters besitze ich die Rang- und Stammrollen des br. Huf.-Reg. von 1750. Beim Korps der Offiziere findet sich: Nr. 33

Caract. . . . . Cornet (jüngster Lieutnant.)
Name: Herbert Ernst von Holtey.
Alter: 25 Jahre 5 Monate.
Maaß: 5 Fuß 7 Zoll 1 Strich.
Vaterland: Kurland. ꝛc."

— So weit der edle, wohlwollende Baron Wechmar, dessen Schreiben noch manches gütige Wort für den alten Enkel des Obristen Holtey enthält.

Auf diesem Wege sind die Holtey's Preußen und Schlesier geworden. Denn das braune Husaren-Regiment ist spezifisch schlesisch. Und mein Großvater führte eine Seidlitz aus Golau heim. Und meine Mutter war eine Kessel.

Ich glaube dargelegt zu haben, daß unser Familienname rein deutsch, keinesfalls aber aus Hultei entstanden ist. Denn es läßt sich kaum annehmen, Winolds und Hermanns Vorfahren wären von ihren westfälischen Nachbarn mit polnischen Schimpfnamen belegt worden.

114.

— Zu den wehmüthigen zwar, doch nicht selten innigsten Freuden der Menschheit, gehört ohne Zweifel die Pietät, welche Zurückgebliebene auffordert, ihrer Vorangegangenen Gräber zu schmücken. Gleichviel ob sich ein prachtvolles Denkmal über dem Begrabenen erhebt? ob ein hölzernes Kreuz den Hügel bezeichnet, der sich über ihm wölbt? Gleichviel! Ja, vielleicht haben die Thränen, welche auf ein dürftiges, um's hölzerne Kreuz gewundenes Kränzlein fielen, dem Herzen der Opferspender oftmals wohler gethan, als der kostbare Schmuck herrlichster Blumen und Gewächse, die den Garten des Monumentes umblühn. Die Tage, an welchen alljährlich die Todtenfeier begangen wird, sind zugleich Festtage für die Familie. Sie ziehen hinaus und gedenken lebendig des Todten, je nach ihren eigenthümlichen Beziehungen zu ihm, in andächtiger Weihe. Bisweilen mag Prunksucht, auch Heuchelei dabei mitspielen. Oefter noch bleibt's doch der Drang herzlicher Gefühle. Und dann wird die wehmüthige Freude eine heilige, eine heiligende.

Traurig für Den, welcher sie entbehren muß. Nicht etwa weil es ihm an Sinn dafür fehlte. Auch nicht weil ihm noch Niemand wegstarb. Nein, im Gegentheil: weil er so viele Gräber zu pflegen

hätte, und weil diese so zerstreut in der Welt umherliegen, daß er sie gar nicht mehr erreichen könnte, selbst wenn er die Mittel zu erschwingen vermöchte, durch welche sie würdiger Weise in gutem Stande erhalten blieben. Von Freunden des Herzens und der Seele, von nahestehenden Lebens-Genossen, von unvergeßlichen Wohlthätern gar nicht zu reden, befinde ich mich, nur was blutsverwandte Angehörige betrifft, nicht in der Lage, mich ihrer Grabstätten gebührend anzunehmen. Großeltern, Eltern, Geschwister, Oheime, deren Nachkommen, Neffen, Nichten, müßte ich an den verschiedensten Orten aufsuchen, wollt' ich ihnen eine Blume auf's Grab legen. Eigene Kinder modern hunderte von Meilen weit auseinander. Meine erste Frau ward in Berlin, die zweite in Liefland begraben. Enkel sind mir Gottlob noch nicht durch den Tod geraubt worden, (zwei ungekannte in frühesten Lebenstagen ausgenommen, denen sich jüngst auch ein Urenkel anschloß). Breslau, Glauche, Oels, Obernigk, Ratibor, Grafenort, Saatz, Berlin, Czienskowitz, Lampersdorf, Riga . . . .

Riga! Dort hat großmüthige Gesinnung meiner zweiten Frau ein schönes Grabmal gestiftet, und heute (Oktober 1871) dreißig und mehr Jahre nach ihrem Tode empfange ich folgendes Schreiben:

„2c. Wir haben das Grab Ihrer Julie, welches

nicht unberührt geblieben war vom Zahne der Zeit, in Pflege genommen. Wir erlauben uns Ihnen im Beifolgenden eine Ansicht desselben zu bieten und bitten Sie darin auf's Neue, den Aus= druck warmer Theilnahme für Sie, und was zu Ihnen gehört, erkennen zu wollen. Die Photo= graphie giebt sehr treu den lieben Hügel und seine Umgebung wieder; den Farbenschmuck der Blumen und Blätter mag Ihre Phantasie hinzuthun. Der jetzige Aufseher des Jacobi=Friedhofes, Herr Rohl, pflegt seinen Gottesacker mit seltner Liebe und großem Geschmack. Er bewährte dies auch an diesem Grabmal. Das Monument wurde nach Ihrer Abreise erst errichtet. Es trägt auf der Rückseite die Inschrift:

„„An Geist und Gemüth, für Leben
und Buehne gleich rein, reich,
unvergesslich, unersetzlich.““

Ein Exemplar der Ansicht legen wir für Ihre Tochter bei ꝛc.“ — — —

Nicht all' meinen Todten wurd' es so gut. Solche großmüthige Bewahrung freundschaftlicher Treue lebt und waltet nur in Riga.

115.

— An die alten und jungen Freunde
in Riga.
Breslau im Februar 1871.

Für schlichte Reime in's Lied gefügt,
Empfing ich großmüthige Gaben,
Die reichlich auf mehrere Tage genügt,
Wohl Hunderte hilfreich zu laben.

Wo stummer Schmerz aus Wunden spricht,
Versöhnen wir uns mit dem Feinde,
Das Mitleid mahnet an Menschenpflicht,
Es erblickt nur eine Gemeinde.

Der Sieger Stolz, der Besiegten Gram,
Sind bedeckt mit blutigen Rosen,
Und Eure Spende zu Gute kam
Wie den Deutschen auch den Franzosen.

Das bleibt mein altes Riga! die Stadt,
Der ich dankbare Treue bewahre;
Eine Treu', die mich nimmer verlassen hat,
Die ich hegen will bis zur Bahre.

116.

— Von allen Franzosen, die mir persönlich bekannt wurden (oder auch nur durch ihre Schriften), hat Keiner sich so tief in deutsches Wesen zu versenken gewußt, und während jahrelang wiederholtem Aufent-

halt sich heimischer bei uns gemacht, als Xavier Marmier, der mir durch ein Empfehlungsbriefchen von Herrn Heinrich Heine bekannt worden war. Das wissen Alle bei und mit denen er in Leipzig, in Berlin, und in andern deutschen Städten gelebt. Die Erinnerung an ihn knüpft sich an ein Bild voll jugendlicher Anmuth. Davon wird an seiner Person jetzt nichts mehr zu spüren sein. Der in's Leben, in die weite Welt rüstig hinein stürmende Reisende ist auch ein alter Mann geworden, gleich Denen die mit ihm jung waren, und von Denen ich wahrlich nicht der Jüngste gewesen, da wir uns 1833 zuerst begegneten und uns herzlich lieb gewannen. Er hat seitdem vielerlei Bücher geschrieben, meist Reiseberichte, die mir nur bruchstückweise vor Augen kamen. Um desto freudiger griff ich (ein Jahr etwa vor Ausbruch des großen Krieges) nach einem Romane: „le roman d'un héritier“ der seinen Namen an der Stirn trug. Nachdem ich dieses Buch gelesen, schrieb ich dem Verfasser. Er anwortete freudig. Er hatte nichts vergessen, hatte den deutschen Freunden die alte Treue bewahrt. Wir machten uns gegenseitige Sendungen unserer litterarischen Erzeugnisse .... da schnitt das scharfe Schwerdt die wieder aufgenommenen Beziehungen entzwei. Ob auch ihn der

blinde blutige Haß von seiner Vorliebe für Deutschland losgerissen? . . . ich wage nicht, mich darnach zu erkundigen; wenn es wäre, würd' es mir weh' thun. Wozu daran rühren? Man hat ohnehin genug Schmerzen zu tragen[1]). Ich denke oft an ihn. Heute wieder sehr lebhaft, als ich einen mir besonders zusagenden Satz, den ich aus jenem Romane abgeschrieben, in unserer Sprache nachzubilden versuchte. Er spricht von der ehemaligen Aristokratie Frankreichs, von „dieser Race des achtzehnten Jahrhunderts, so lebhaft, so glänzend in den Tagen ihres Wohlergehens, so leichtsinnig im Glück, so muthig im Unglück, so erhaben im Tode! Sie bildete den Uebergang vom goldnen Zeitalter der Monarchie zum eisernen Zeitalter der Demokratie. Unter frivolen Flittern bewahrte diese vornehme Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts gediegene Traditionen aus früheren Epochen, welche sie in unglückseliger Verblendung aufopferte, sammt den ihr angeborenen Empfindungen der Pietät, um sich vom abtheuerlichen Hange der Neubegier auf Irrwege verlocken zu lassen.

---

[1]) Marmier ist, wie Zeitungen melden, am 7. Dezember 1871 in die Französ. Akademie als jüngst erwähltes Mitglied derselben eingeführt worden.

Sie haschte nach Allem, was ihr für geistreich galt, ohne Rücksicht auf Form und Gesinnung. Sie belustigte sich an Satiren und Epigrammen, welche gegen sie selbst geschärft waren; an Theaterstücken, welche ihrer Würde Hohn sprachen; an Sophismen, die ihren religiösen Glauben beleidigten. Sie zollte Beifall dem Werke der Zerstörung, der Unterwühlung des Bodens, auf dem sie wandelte. Darin lag ihr Unrecht, ihre Thorheit; eine vernichtende, allzuspät anerkannte Thorheit! So erscheint uns die eine Hälfte ihrer Existenz wie eine Bezauberung, die andere wie ein feierliches Sühnopfer. Lustig und leichtsinnig rannte sie lachend in's Verderben. Urplötzlich enthüllte sich bei'm unheilvollen Leuchten des Blitzes der gähnende Abgrund. Da regte sich, mit einemmale erwachend, Alles was von Ehrgefühl, Glauben, Treue, Liebe, Hingebung in ihr wohnte, und sie erhob sich herrlich und stolz vor ihren Henkern. Sie war eine Zierde der Welt gewesen durch Anmuth und Reize; sie rührte die Welt durch ihre Entsagung; sie ward bewundert um ihres Heldenmuthes Willen! Sie ist ausgestorben, diese in ihrer Art einzige Race; ausgestorben für immer. Schon die heutige Generation hat nur noch dunkle Reminiscenzen von dem Untergegangenen, und kann sich keinen klaren Begriff mehr davon machen. Sie ist

ausgestorben sammt ihren Lastern und ihren Tugenden. Sie liegt begraben unter den Trümmern ihrer Zeit, deren zierlichster Schmuck sie gewesen."

Hierher passen einige Auszüge, die ich anderen Schriftstellern entnommen, leider ohne deren Namen dabei zu bemerken, was man bei Excerpten schon aus Dankbarkeit niemals unterlassen sollte.

a) „Der Herzog von Bellville hatte an seinen Versailler Gewohnheiten nichts geändert. Er übertrug sie ehrlich, und ohne Ahnung, daß sie dort unpassend wären, auf den verwüsteten Grund und Boden der Vendée. Er war Offizier gewesen in den „Gardes du Corps de Monsieur" und hatte von dort die hergebrachte Bravour und die Kunst „elegant zu sterben," mitgenommen. Er hätte es für entehrend gehalten, sich vor einer Kartätschenladung zu ducken; der würdige Nachkomme jener edlen „Fanfarons," die bei Fontenoi die Engländischen Offiziere salutierten und aufforderten: „gefälligst die ersten Schüsse zu thun!" — Später haben die Scharfrichter sich gar sehr verwundert über die Grazie, womit die jungen Herren sich köpfen ließen. Das war eine Entschädigung für die häßlichen Gesichter,

welche die Männer vom Bürgerstande dabei schnitten, weil diese die Sache ernsthaft nahmen.

---

b) „Laßt uns unsere Väter nicht verachten; dazu haben wir kein Recht. Wollte Gott, wir wären im Stande, sammt ihren Vorurtheilen und Fehlern nur ein Bischen von ihrer Größe wieder zu erlangen."

c) „Es bleibt ewig beklagenswerth, daß man jenen hohen Adel, anstatt ihn unter die Macht des Gesetzes zu beugen, zerbrach und mordete. Dadurch ist der Nation ein unentbehrlicher Bestandtheil entzogen und der Freiheit eine unheilbare Wunde beigebracht worden. Eine Menschenklasse, welche Jahrhunderte hindurch voranschritt als die erste, muß in dieser langen unbestrittenen Ausübung der Macht und Größe einen sichern Stolz des Herzens, ein natürliches Vertrauen in ihre Kraft, eine Berechtigung Aller Augen auf sich zu ziehen, erreicht haben, wodurch sie zum stärksten Theile des Staatskörpers ward. Sie besitzt Bräuche und Tugenden der Mannheit, sie vermehrt durch ihr Vorbild auch die Mannheit der übrigen Klassen. Durch ihre Vernichtung haben ihre Gegner sich selbst entnervt. Sie kann durch nichts genügend ersetzt werden. Sie vermag nicht mehr sich aus sich neu zu erzeugen. Sie kann ihre Titel

wieder erwerben, ihre Besitzthümer, doch nie den Geist und die Seele ihrer Ahnen."

117.

— „Unser armer Grillparzer kann leider nicht mehr aus dem Zimmer, sieht und hört schlecht. Ich vertheidige mich nach Kräften!" —

So schließt Bauernfeld ein Schreiben vom 19. Januar 1872.

Bald nachher schloß Grillparzer seine Augen für immer. Diese beiden Namen gehören in meinen Erinnerungen zusammen. Ich habe niemals vermocht sie von einander zu trennen und wenn ich des Einen lebhaft gedachte, stand jedesmal des Andern Bild daneben mir vor der Seele. Beiden Freunden war ich gemeinsam zuerst begegnet, als ich im Herbst des Jahres 1834 nach Wien kam. Beide waren mir herzlich und liebevoll entgegen getreten, mir, dem fremden, unbedeutenden Liederspielmanne, der sein Glück in einem Vorstadttheater wagen wollte. Keiner hatte mich sein Uebergewicht empfinden lassen, und beide zeigten sich mir und meinen schüchternen Versuchen gewogen; Jeder in seiner ihm eigenthümlichen Art und Weise, die allerdings gänzlich unterschiedene sein mochten.

Vom Direktor des Brünner Theaters, dem auch als Schriftsteller bekannten Heinrich Schmidt, brachte ich ein Empfehlungsschreiben an Bauernfeld. Er empfing mich kameradschaftlich, zutraulich, Zutrauen erweckend, dabei aber doch mit einigem Rückhalt, welcher, wie ich bald entdeckte, wohl weniger dem Menschen, als dem Bühnenschriftsteller galt. Darüber sollt' ich schnell in's Klare kommen. Nach unsern ersten Debut's zeigte er sich unbefangner, doch immer noch, wenn ich so sagen darf, vorsichtig. Erst nach der günstig aufgenommenen Darstellung des Schauspiels „Lorbeerbaum und Bettelstab" ging er offen mit der Sprache heraus: „Es ist mir ein Stein vom Herzen gefallen; Schwind, der das Stück in München mit angesehen, hatte mir gesagt, es wäre „„dummes Zeug,"" und da war mir bange. Nun ist's schon gut!" — Schwind, Moriz Schwind, der hochberühmte, vielbetrauerte Künstler, Bauernfelds intimster Freund! Bauernfeld sagte ihm in meiner Gegenwart auf den Kopf zu, solches Urtheil ausgesprochen zu haben, und wir lachten herzlich darüber zu Dreien. Ich konnte mir's leicht gefallen lassen, weil das Stück in Wien wirklich Glück machte; und wenn Bauernfeld des großen Malers Ansicht getheilt haben sollte, so hat er's doch nur im Stillen gethan. Das Verschweigen strenger Meinungen war übrigens seine

Sache sonst nicht. Er konnte passabel grob sein, (wahrscheinlich kann er's noch!) machte sogar manchmal fait davon und schüttete sich mit gewaltiger Aufrichtigkeit aus, wobei er wohl bisweilen das Kind mit dem Bade verschüttet haben mag. In der ersten Periode unseres Verkehrs bin ich nicht müde geworden mich zu fragen: wie geht es zu, daß Derjenige, welcher so derb sich im Leben ausdrückt, den sinnigsten, geistvollsten Dialog so zart und fein für seine Lustspiele zuspitzt? Im vornehmsten Salon kann man's nicht zierlicher vernehmen wie Er's mit der Feder vorschreibt . . . aber läßt er sich beim Sprechen los . . . Donnerwetter, da kracht's! — Er war der damalige ächte Wiener im edelsten Sinne des Wortes, was Patriotismus, redliche Gesinnung, Anhänglichkeit und Treue für seine Kaiserstadt anlangte, . . . aber auch eingeboren und auferzogen in jenem Kultus für diese schöne Heimath, den ich eine großstädtische Kleinstädterei nennen möchte, weil es ihm nur dort möglich dünkt, Altäre aufzuschlagen. Daß jenes grandiose Residenz-Spießbürgerthum sammt seinen oft philiströsen Kaffeehaus- und Beisel-Existenzen sich durch freies Mundwerk für Beschränkungen der Censur bei Drucksachen hinreichend zu entschädigen wußte, hat Jeder bemerkt, der damals dort weilte. Freund Bauernfeld machte von dieser stillschweigend

tolerierten Sprechfreiheit einen bisweilen gar zu starken Gebrauch. Ich habe eigentlich niemals begreifen gelernt, was im Auslande immer und immer wieder von Spionen und „Spitzeln" geredet und geschrieben worden ist. Fremde mögen wohl von aufhorchenden Beobachtern umgeben gewesen sein; Einheimischen war, so schien es mir wenn ich Bauernfeld an öffentlichen Orten loslegen hörte, Alles gestattet. Denn Er hat niemals ein Blatt vor den Mund genommen, hat Keinen, auch die gewaltmächtigsten Staatsmänner niemals geschont, und dennoch entsinn' ich mich nicht vernommen zu haben, daß er irgend welchen „Verdruß" sich zugezogen, oder, wie man's dort nennt, „an'n Anstand" gehabt hätte; wiewohl der Polizeibehörde nicht unbekannt bleiben konnte, daß er auch in auswärtigen Journalen tapfer für nothwendige Reformen wirkte. Ob seine Bedeutung als dramatischer Dichter, die sich hauptsächlich beim Hofburgtheater geltend gemacht und diesem eine Reihe geistvoller eigenthümlicher Originalstücke lieferte, dazu beigetragen, daß man absichtlich Augen und Ohren verschloß, wenn er noch so scharf drauf ging, darüber steht mir kein Urtheil zu. Wer ihn seine sonore Stimme erheben hörte ohne Rücksicht auf lauschende Umgebungen, der mußte annehmen, er genieße ein Privilegium sagen zu dürfen was er denke. Bisweilen

ist mir jenes (allerdings nicht ihm allein verliehene, wenn schon von Andern nicht gleich ihm so energisch ausgebeutete) Privilegium vorgekommen wie ein Ventil, welches Graf Sedlnitzky am großen Dampfkessel seiner Hofstelle für Ueberwachung gefährlicher Aeußerungen angebracht, damit besagter Kessel nicht berste. Und ich möchte nicht gut stehen dafür, daß die förmliche Schließung jenes Ventils erst dann erfolgt ist, als der vieljährige Schleppträger des Fürsten Staatskanzlers einen Kitzel verspürte, sich andern Mächten anzuschließen, die da wähnten, ein Bischen Aufruhr könne nicht schaden, wenn nur der unbequeme Machthaber dadurch beseitigt werde und sie an dessen Stelle kämen! Da platzte der Kessel; aber sie hatten sich verrechnet. Der Riß wurde zu groß, und ließ sich nicht sogleich wieder flicken. Davon, so wie von seiner thätigen Theilnahme an einer politischen Bewegung, die er mit Feder und Mund erregen helfen, nachher. Doch sei vorläufig schon angedeutet, daß sein späteres allegorisches Lustspiel „Großjährig," welches beim ersten Erscheinen nur eben der Censur so zwischen den Füßen durchschlüpfen konnte, dereinst Fleisch und Blut annehmen, und in unverkennbaren Masken auf österreichischen Bühnen verkörpern sollte, was bisher kaum angedeutet werden durfte. Wie gesagt, davon nachher. Im Jahre

Fünfunddreißig dachte kein Wiener an ein Jahr Achtundvierzig. Und lange nachher auch noch nicht.

Bauernfeld gehört zu den fleißigen Autoren, die mit ihrem Fleiße nicht kokettieren; sie sind selten. Wie viele geben sich den Anschein, als könnten sie ihre Arbeit nicht bewältigen, müßten sich aus dem Leben zurückziehen, von geselligen Freuden fern halten, um nur ja ihren Plänen eifrig obzuliegen. Und dabei bringen die Wenigsten etwas zu Stande. Er war niemals ein Spielverderber, machte Alles mit, jammerte niemals über Störung, hatte immer Zeit und förderte dabei die prächtigsten Sachen. Er ist nebenbei auch ein gediegener Mitarbeiter gewesen an der großen Sollinger'schen Shakspeareübersetzung[1]), von der freilich zu rügen bleibt, daß sie vielerlei Nachdrücke enthielt, die aber durch ihre Reichhaltigkeit, was neue eigene Verdeutschungen betraf, großes Lob verdiente. Durch die Anerkennung aufgemuntert, die er sich dabei erworben, wandelte ihn plötzlich der Trieb an, dem Großmeister Charles Dickens, genannt Boz, gebührende Ehren zu beweisen. Er war entzückt von des Engländers Talent und setzte sich die Aufgabe, eine desselben würdige Verdeutschung zu liefern. Mehrmals

---

1) In Einem Bande, der wie ich glaube jetzt völlig vergriffen ist.

hab' ich ihn darüber gefunden, wie er die ihm doch in jeder Weise näher liegenden eigenen Dramatica bei Seite schiebend, mit Aufgebot bester Kräfte und schärfster Kritik die großen Schwierigkeiten einer getreuen deutschen Reproduction des humoristischen Briten zu besiegen strebte. Nur zu bald sollte ihm klar werden, daß die Opfer an Fleiß und Zeit keine Entschädigung erwarten dürften von Seiten eines oberflächlich verschlingenden Lesepublikums, welches längst gewöhnt ist mit den rohesten Fabrikaten von dieser Gattung vorlieb zu nehmen.

In dieselbe Epoche fällt die Aufführung seines romantischen Drama's „Fortunat," worüber in seinem Schreiben an Tieck [1]) und den von mir beigefügten Anmerkungen Näheres zu finden ist. Er hatte dieses wahrhaft poetische Werk für's Burgtheater bestimmt, auf welchem er ja einheimisch und welches ihm vielen Dank schuldig war. Ob der damalige Direktor desselben, der (gelinde beurtheilt) zweizüngige Deinhardstein, die redliche Absicht gehabt des Dichters Absichten zu unterstützen? Oder ob der gewandte Mann auch hier auf zwei Achseln getragen? Darauf kommt's nicht an. Gewiß bleibt, daß Se. Excellenz der Oberst-

---

[1]) „Briefe an Ludwig Tieck, herausgegeben von Holtei." I. Band.

kämmerer, Graf Czernin, dem „Zauberspiel" als zu märchenhaft und für eine kaiserliche Hofbühne unpassend, die Annahme versagte. Das ging dem Freunde tiefer zu Herzen, als er selbst den Anschein haben wollte. Er verhüllte den Aerger wegen getäuschter Hoffnung in brüske Scherze und erklärte sich bereit, den „Fortunat" uns für unser Vorstadttheater anzuvertrauen. Eine Erklärung, die uns, meine Frau und mich, einerseits mit Freude, andrerseits mit gerechter Besorgniß erfüllte, weil ich am Besten wußte, wie schwach es bestellt war mit den Kräften da draußen, und wie ich mit meinen eigenen schwachen Versuchen mich hatte winden und drehen müssen, um manche Rollen nur halbweges entsprechend zu besetzen. Nun gar ein hochpoetisches Drama!

Bevor jedoch diese seine Absicht zur That wurde, wollte er noch das Aeußerste wagen und eine Privat-Audienz bei Kaiser Franz nachsuchen, der sich ja gern und oft an seinen Lustspielen ergötzt hatte. Wer Bauernfeld kennt, konnte daraus ermessen, wie lieb ihm sein Schmerzenskind sei. Denn solche Audienz mußte gerade ihm zehnfach hart ankommen. Meine Erwartungen vom Erfolg waren sehr gering. Ich rief ihm beim Eintritt in die Burg theilnehmend nach: „Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang!" Bei'm Ausgang, wo ich ihn erwartete, braucht' ich

nicht erst zu fragen wie's abgelaufen? Es stand in seinem Antlitz geschrieben. Doch gewann das Komische der jüngst erlebten Scene beim Lustspieldichter bald die Oberhand. Wir begaben uns durch's Burgthor hinunter in den (jetzt auch nur noch der Sage angehörigen) Stadtgraben, einen für ungestörte Gespräche besonders geeigneten Raum. Se. Majestät hatte sich, wie ich nun erfuhr, in des Dichters Berechtigung, dem neuesten Erzeugnisse seiner Muse Raum zu verschaffen auf den Brettern, die für seine Arena gelten durften, gar nicht weiter eingelassen, und wollte weder die abweisenden Gründe des Oberstkämmereramtes noch die Gegengründe des Autor's hören. Nur seinen Unwillen gab der Kaiser kund, daß man ihm mit dergleichen Details lästig falle. „Wofür," sprach Er, „hab' ich denn meine Beamten? Denen liegt die Pflicht und das Recht ob nach ihrer Einsicht zu verfügen. Lassen Sie mich aus; da hätt' ich viel zu thun. Auf die Letzt' soll ich den Bettelvogt machen auch noch?" — Ueber diesen Trumpf mußten wir, der Erzähler und ich der Hörer wider Willen lachen. Bauernfeld fügte bald beruhigt hinzu: Eigentlich hat Er Recht! — Der Verdruß war geschwunden und wir überließen uns nun, nachdem keine Aussicht weiter blieb, den Berathungen über die relativ beste Rollenvertheilung.

Wie vorherzusehen gewesen, paßte das Bild nicht in den Rahmen, in den es gezwängt wurde. Der Dichter zog es, ernstlich verstimmt, zurück und meines Wissens ist es nirgends mehr hervorgetreten, was ich, um vieler darin vorhandenen Schönheiten willen, stets beklagt habe. Ein Monolog des vom traurigen Geschick in Einsamkeit getriebenen Fortunat, der mit den Worten schloß: „der wahre Mensch, das ist der Mensch allein" wäre nach meinem Gefühl genügend gewesen dem Stücke dauernden Werth zu verleihen, hätte dem Darsteller die geistige Kraft eingewohnt, ihn zur Geltung zu bringen.

In Folge jener mißlungenen Darstellung, deren Mißlingen der nachsichtige Freund uns in die Schuhe zu schieben weit entfernt war, bot sich mir unerwartete Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft einer Familie zu machen, welche in naher Beziehung mit ihm stand, aus den Tagen frühester Jugend, und für welche seine dankbare Anhänglichkeit viel, fast zuviel für seine Kräfte und Mittel gethan. Wie denn dergleichen — Entdeckungen muß man's nennen, stets wieder zu andern Entdeckungen führen, ergab sich nun auch für mich erst eine tiefere Einsicht in des Mannes eigenthümlichen Karakter. Seitdem ich durch Personen, die ihn lange und genau kannten, Aufschlüsse erhalten über sein Thun und Treiben im

Stillen, über seinen oft absichtlich in schroffe Formen verhüllten menschenfreundlichen Edelmuth, da legt' ich ihm (nur für mich) den Beinamen zu „le bourru bienfaisant,“[1]) und erinnerte mich des hübschen Liedchens aus dem jetzt vergessenen, damals durch Sophie Loewe noch einmal aus langem Schlummer aufgeweckten Singspiele „Fanchon,“ wo es bei ähnlicher Gelegenheit heißt: „Das sind einmal wieder von Deinen Streichen; man kennt sie schon!“ Seitdem hab' ich, neben der anerkennenden Achtung für Bauernfeld's Talent und Geist, die innigste Verehrung für sein Herz in meinem Herzen getragen; sie mitgenommen da ich von Wien schied, und sie ihm bewahrt bis zum Wiedersehn.

Ich entsinne mich noch eines Gespräches nach der Darstellung des Lustspiels „Bürgerlich und Romantisch,“ welches bei Eröffnung des Theaters in Riga den zweiten Abend füllte und lebhaftesten Beifall erndtete. Es wurden meiner Frau Artigkeiten gesagt über ihren Antheil am Gelingen der Aufführung, die sie bescheiden von sich ablehnte und auf den

---

1) Nach Goldoni's Original auf deutschen Bühnen vor länger als 60—80 Jahren unter dem Titel: „der gutherzige Murrkopf“ (von Stephanie) oder auch: „der gutherzige Polterer“ (von Iffland), oft gegeben. Hätte billig heißen müssen: „der wohlthätige.“

Dichter übertrug. Solche Rollen zu schreiben, äußerte sie, versteht nur Bauernfeld, und wir Alle, die wir dieses Fach bekleiden, die wir ihm so viel verdanken, müßten eigentlich zusammentreten und ihm eine Tantième aus unsern Spielhonoraren sichern . . . Und das würde, setzte ich hinzu, denen am Besten anschlagen, die er heimlich unterstützt; denn seine Bedürfnisse sind sehr gering. — Während eines zweiten längeren Aufenthaltes (1841—42) trug sich etwas recht Possierliches zu, wodurch mein Respekt für die Großstädtigkeit Wienerischen Daseins bedeutend gesteigert wurde. Weil ich diesmal, als Wittwer lebend, bei mir keinen Gast bewirthen konnte, sondern genöthigt war gleich andern unbeweibten Freunden als da waren Witthauer, Grillparzer, Bauernfeld u. s. w. ein Junggesellentreiben mitzumachen, sahen wir uns gewöhnlich nur im Gasthause, wo allenfalls ein Zusammentreffen für bestimmte Zwecke verabredet wurde. So geschah es eines Tages nach der ersten Aufführung eines neuen Lustspiels (der Titel ist mir entfallen), mit dessen letztem Akte der Verfasser unzufrieden war, denn er hatte, worin ich ihm beipflichten mußte, bemerkt, daß der Antheil des Auditoriums abgenommen hatte. Nie und nimmer ist mir ein Bühnendichter begegnet, der so geneigt gewesen wäre, umzuarbeiten, wovon er meinte, daß es nicht

genügt hätte! Ich möchte behaupten, daß er den Scenenbau mancher von seinen Stücken drei- bis viermal umgestürzt und geändert habe. Darüber stritt er gern mit Andern, hörte auf ihre Einwendungen, machte — ohne jemals empfindlich dabei zu werden — Gegeneinwendungen und brachte so frisches Leben in die Sache. Vielleicht hat er sich bisweilen gar zu willig und nachgiebig gezeigt, so daß der geschickten Hand mitunter die Fäden entschlüpften, die das Ganze zusammenhalten sollten. An jenem Tage, auf den ich mich hier beziehe, waren wir schon im Kaffeehause an einander gerathen und führten das Gespräch auf der Straße fort. Das Wetter war nicht geeignet, peripatetische Kritik zu treiben; wir beschlossen in's Zimmer zu flüchten. „Kommst Du mit zu mir? oder wollen wir bei Dir? . . . ."

— Gleichviel! komm' nur!

In der Meinung ihn zu mir zu geleiten, ging ich, eifrig discutierend, neben ihm her.

Ich bewohnte einige Stübchen in dem Riesengebäude, „Bürgerspital" geheißen, welches, wie man versicherte, zehntausend lebendige Inquilinen in seinen verschiedenen Höfen beherbergte. Nach dem Hofe Nummer 13, Stiege so und so viel ꝛc. wendete ich mich und mir fiel auf, daß mein Begleiter, schon eh' ich ihm das enge Gäßchen bezeichnete, welches nach

genanntem Hofe führt, von selbst den richtigen Weg einschlug. Er war doch, seitdem ich dort hauſete, noch nicht bei mir gewesen? Wir klimmten bis zum dritten Stock empor. Auf der offenen Gallerie droben angelangt, zog ich den Schlüſſel zur Thüre des Vorgemachs aus der Tasche. Bauernfeld that desgleichen. Ich öffnete meine Thüre, Bauernfeld steckte seinen Schlüſſel in die nächste gleich daneben. Ja, was machst Du denn da? fragten wir beide zugleich und starrten uns verwundert an. Jeder hatte geglaubt, er geleitete den Andern zu sich! Länger als ein Jahr hatten wir also auf demselben Gange, Thür an Thüre, gewohnt und entdeckten es erst heute. Wenn das nicht großstädtisch ist! —

Die Abend-Geselligkeit unter Denjenigen, welche noch aus dem Gasthause zum „Stern" einigen Zusammenhalt gepflogen, hatte seit fünf Jahren andere Stätten der Vereinigung gesucht, so wie sie auch andere Genoſſen gefunden. Von den harmlosen, wenn auch häufig über die Schnur hauenden Nachklängen altwienerischen Treibens war nicht viel übrig geblieben. Die Elemente des mittlerweile in Wirksamkeit getretenen juridisch-politischen Lesevereins reichten in unsere Kreise hinein, hatten in ihnen Wurzel geschlagen, waren zum Theil sogar unversehends aus ihnen aufgeschossen. Ich, in meiner politisch-blinden

Naivetät fing wohl hin und wieder ein verlorenes Schlagwort auf, zerbrach mir jedoch nicht viel den Kopf darüber. Nur so viel merkte ich, daß Freund B. seinen Umarbeitungstrieb nicht mehr auf die Grenzen vierter Akte beschränkte. Auch ging er jetzt schärfer denn je mit der Rede heraus, und ich hatte oft und viel zu leiden von den Sarkasmen, mit denen er mich verfolgte, weil ich als Shakspear-Vorleser in der vornehmsten Welt Aufnahme gefunden. Etliche Male trieb er es so arg mit diesen Neckereien, wie ich's von einem Anderen kaum ertragen hätte. Aber wer konnte dem Treuherzigen zürnen, aus dessen sprudelnsten Grobheiten immer das beste edelste Herz mitredete? Er blieb mir halt „der gutherzige Polterer." Als solchen verließ ich ihn 1842 und war, alles Vorherbeobachtete wohlerwogen, keineswegs verwundert, ihn im Frühling 1848 als einen Hauptführer (einen geistigen wohlverstanden) jener gewaltigen Bewegung wiederzufinden. Schon war auch ihm die Sache über den Kopf gewachsen. Seine Exaltation rührte bereits nicht mehr von dem Bedürfnisse aufzuregen, und das Eisen zu schmieden, dieweil es noch warm sei, her. Sie wurde zugleich hervorgebracht von der gerechten Besorgniß eines redlich gesinnten Patrioten, ob auf dem eingeschlagenen Wege nicht große Gefahren drohten? Eines

Patrioten, der aber für den Augenblick nicht zurücktreten durfte, wollte er sich nicht boshaften Verkennungen aussetzen. Sein Zustand flößte Bedenken ein; die Aerzte unter seinen Freunden bestanden auf einer „Erholungsreise," wobei sie nichts weiter im Sinne hatten, als baldige Entfernung aus dem Parteien-Geschrei, welches von früh bis in die Nacht um ihn herum tobte und seine Behausung zu einem Versammlungsort für alle müßige Schwätzer machte. Sie hätten ihn zum Wahnsinn gebracht, das fühlte er selbst und brach auf gen Steiermark, wo ich bald mit ihm zusammentraf. Es gab dort, in dem sonst so ruhigen Graez, zwar Spektakel und unnützes Freiheitsgebrüll im Ueberflusse, aber mit dem Wiener Toben verglichen, schien es ganz erträglich. Verfehlte auch nicht günstige Wirkung zu üben auf den Zustand des Kranken, der nur noch ruckweise aufloderte. Mir sind zwei Erinnerungen in der Seele geblieben an jene Tage und zwar in frischesten Farben. Die Erste an den Abend, wo Er bei meinem Schwiegersohne, im Beisein der geistreichen Freunde: Josef und Moriz von Kaisersfeld, uns ein, mitten im Sturm des Märzen gedichtetes dramatisiertes Thiermärchen vorlas, voll von satyrischen, polemischen, leicht verständlichen, galligen Witz ausströmenden Anspielungen. Ich weiß nicht was aus dieser Dichtung geworden, ob sie gedruckt sein mag, oder ob er sie vernichtet

hat? Das aber weiß ich, daß mir während des Zuhörens der Gedanke: Eduard von Bauernfeld künftig einmal mit dem Komthurkreuze des Franz-Josef-Ordens geschmückt zu sehen, nicht eingekommen wäre.

Die Zweite an dem Morgen, wo der Gouverneur Steiermarks vom Balkone des Rathhauses die neugeschaffene Constitutionsakte verkündete. Es war ein merkwürdiger, schöner, sonniger, unheimlicher Morgen. Aus den zu Tausenden versammelten Massen schauete jeden unbefangenen Beobachter eben so viel Schreck und Angst an, über unberechnenbare Folgen einer viel zu weit ausgedehnten, unvorbereiteten, sich überstürzenden Freiheit, — wie andrerseits Grimm und Wuth über Nichtbefriedigung noch viel weiter gehender wilder Ansprüche. Einzelne Paragraphen wurden mit Beifall, einzelne kalt, noch andere mit Gezisch aufgenommen. Einen recht durchgreifenden zufriedenstellenden Total-Eindruck konnt' ich nicht spüren. Wie gesagt: Die Begeisterung klang wie im Rausche und es blieb ein unheimlicher Morgen.

Ich stand neben Bauernfeld. All' die angedeuteten wechselnden Stimmungen der Menge spiegelten sich in seinen Gesichtszügen wieder. Als die Verlesung vorüber war, sprach er zu mir: Na, für's Erste denk' ich, könnten wir zufrieden sein!"

Seitdem ist nun bald ein Vierteljahrhundert vergangen und Er waltet und schafft noch unermüdet,

unverdrossen, sich und der Welt zur Freude. Sie haben seine siebzigjährige Geburtsfeier festlich begangen. Er ist der Alte geblieben, in rüstiger Jugendkraft; er „vertheidigt sich nach Kräften!“ Er bleibt auch den Freunden treu, die es gut mit ihm meinen. Die furchtbaren Lücken um ihn her, vom Tode gerissen, mag er nicht minder empfinden wie die Freuden, die das Leben ihm noch gönnte. „'s ist halt Welt,“ und Eins muß im Andern aufgeh'n.

Aber dabei gedenk' ich eines jüngeren, vor uns Verstorbenen; des muntern lustigen unerschöpflich-fruchtbaren Sängers Alexander Baumann, den er gar sehr liebte, dessen reiche Gaben ihn so oft ergötzten. Wir nannten ihn „Der Bu!“ — Bauernfeld zeigte einst ein Briefchen vor, in welchem eine Landbewohnerin ihren Verwandten schrieb: „Grüßt den Bum!“ (für Bub'n, d. h. Sohn).

Diese orthographische Abkürzung fand seinen höchsten Beifall und trug sich dann auf Alexander über, wenn gerufen wurde: „Grüß' den Bum!“

Wo ist der Bu?? Wem darf der jetzt wohl seine kostbaren Schwänke vormachen? Sind sie abgestorben mit ihm?

Daß ich doch, während ich diese Zeilen auf's Papier brachte, die Worte: „Grüß' den Bum!“ unausgesetzt im Sinne hatte.

Wer bestellt solche Grüße in's unentdeckte Land?

118.

† Franz Grillparzer. †

Wir sahn's voraus. Was willst Du klagen? . . . .
Wenn sie den Greis zu Grabe tragen,
Da tragen sie ihn eben heim,
Von einer langen Erdenreise!
Das ist der hergebrachte Reim
Im alten Lied. Man singt's jedwedem Greise.
Weil's nun auch ihm ertönt,
Was, Alter, willst Du klagen?
Durft' Er, den sie zu Grabe tragen,
Von Dank und Ruhm bekrönt,
Mit Kränzen voll belaubt,
Sein hohes Dichterhaupt
Nicht wie ein Sieger stolz erheben?
Was konnt' er Größ'res noch erleben,
Nach dem Triumph, den jüngst ihm bot
Sein deutsches Volk? Kann's Bess'res geben
Für Sterbliche, als einen solchen Tod,
Gebettet noch im Sterben
Auf duft'ge Blumen blühend roth,
Die nur ein wahrer Dichter wird erwerben?
Auf seinem Grabe blüh'n sie fröhlich weiter;
D'rum jammert nicht; begrabt ihn heiter!

Du hast gut reden, junger Mann;
Wir Alte sehn das anders an.
Nicht etwa weil wir ängstlich grollen,
Daß Greise bald dem Greise folgen sollen.
Das wär' ja feig und dumm zugleich.

Auch um den Dichter heg' ich keine Trauer,
Denn was Der schuf hat läng're Dauer
Als eines Menschen Lebenszeit,
Und durch den Tod wird's erst geweiht.

Nein, was ich weinend heiß beklage,
Das ist (damit ich's ehrlich sage,
Wie ich's empfind' in tiefster Brust,)
Der unersetzliche Verlust
Des Freundes, den ich mir geneigt gewußt;
Den lange Trennung, weite Ferne
Mir nicht geraubt; nach dem ich sah,
Wie wir nach einem festen Sterne
Im Dunkel schau'n. Er blieb mir nah,
Wenn ich ihn dachte war er da,
Sammt all' den schönen Stunden,
Die ich durch ihn, bei ihm, mit ihm gefunden.
Selbstsüchtig ist mein Schmerz, doch wahr,
Und tief, und unheilbar.

So lange noch ein Herz, an dem wir hangen,
Lebendig schlägt, spricht man zu sich:
Was willst Du mehr verlangen?
Du weißt, es schlägt ja auch für Dich!
Und man empfindet wonniglich
Den Pulsschlag, wie im eignen Blute,
Der uns beseelt, der uns erfüllt mit Muthe
Und mit Vertraun. Entfernung ist nicht hinderlich.

Doch wirst Du gar zu alt,
Dann übt der Tod willkührliche Gewalt,
Macht warme Herzen leichenkalt,
Bricht sie — und ach, Du mußt erleiden,
Daß Dir die liebsten Freunde scheiden.
Stets leerer wird's um Dich in weiter Welt.
So ist es denn mit mir bestellt.
Das Herz, das auch für mich geschlagen,
Zu Grabe haben sie's getragen.
Darüber dürfte ich nicht klagen?

24. Jan. 1872.

119.

— Dankbar-getreue Anhänglichkeit, wir mögen ihr begegnen wann und wo es sei, thut dem Herzen desto wohler, je seltner sie leider hienieden zu finden ist, in dieser Welt des Eigennutzes. Am rührendsten zeigt sie sich an Personen, deren Stellung und Beruf es gewissermaßen verzeihlich macht, wenn sie, leichtsinnig dem Augenblicke lebend, die Gunst, die sie angewiesen sind zu erstreben, hastig ergreifen wie sie ihnen gerade geboten wird, ohne ängstlich zu untersuchen, wer sie spendet. Niemand ist mehr dem Erfolge der Gegenwart unterworfen als der Schauspieler. Seine ganze Existenz hängt von der Masse ab; wer kann es ihm übel nehmen, wenn er hin und her schwankt wie diese? wenn er sich der öffentlichen Stimmung gehorsam fügt? Wenn er seine Ansichten, seine Forderungen, dem Machtgebot wechselnder politischer Parteiungen momentan unterordnet? Soll Einer gegen Tausende streiten? Deshalb verzeihen wir dem Schauspieler seine Inconsequenzen bei für und wider; tragen ihm nicht nach, daß er sich heute hinreißen läßt, sein gestern zu verleugnen. Ach, und erst die Schauspielerin! Das wehrlose Weib, das furchtsame Mädchen! Deshalb aber auch verdienen erhebende Ausnahmen ehrende Anerkennung. Ich denke hier zunächst an Iffland, dem Feldmarschall

Graf York jenen Orden, mit welchem der Königin Luise eigene Hand den Schauspieler geschmückt, nicht hätte mißgönnen sollen, weil es ein „Komödiant" gewesen, der ihn empfing. Der Komödiant hatte in den Unglücksjahren fester gehalten am Throne, an Preußen, an Deutschland, an Pflicht und Ehre, als mancher General, als mancher hohe Beamte. Darüber ließe sich viel reden und schreiben . . . Da ich aber nicht mehr schriftstellern will, . . . wozu auch?

Ich habe von zwei französischen Schauspielerinnen gelesen, die glaub' ich nicht im besten Rufe standen, und denen ich dennoch große Achtung zolle. Demoiselle Contat, eine ausgesprochene Royalistin, hing besonders an ihrer Königin Marie Antoinette. Als diese eines Tages den Wunsch laut werden ließ, das Schauspiel „die Gouvernante" zu sehen, aber nur wenn Dem. Contat die Hauptrolle übernähme, erlernte die gehorsame Schauspielerin eine (durchaus nicht in ihr Fach gehörige) fünfhundert Verse enthaltende Partie binnen zwei Tagen und führte dieselbe mit allgemeinem Beifall durch. Sie schrieb über solches geistiges Riesenwerk an einen Freund: „Ich habe jetzt erst erfahren, wo das Gedächtniß eigentlich seine Stätte hat; es wohnt im Herzen." Dieser Brief, mit Bewilligung der Königin veröffentlicht, hätte der Schreiberin bald das Leben gekostet,

als sie mit beinahe der ganzen Truppe eingekerkert wurde. Nur wie durch ein Wunder entschlüpfte sie dem bereits über ihr schwebenden „National-Rasiermesser."

Noch kühner zeigte sich in liebender Anhänglichkeit Madame Dugazon. Man hatte, seitens derer, die es mit der königlichen Familie gut meinten, Marie Antoinetten den Rath ertheilt, sich mit ihren Kindern bisweilen in verschiedenen Theatern sehen zu lassen. Der 20. Juni 1792 war schon gewesen. Dennoch wagte sich die Königin (zum Letztenmale) vor's Publikum und zwar in die sogenannte „Comédie Italienne." Es wurde aufgeführt „les Evenements imprévus." Die Dugazon gab die Soubrette. In einem Duett, wo sie zu singen hat:

„J'aime mon maitre tendrement,
„Ah! combien j'aime ma maitresse!"

legte sie bei den letzten Worten die Hand auf's Herz und warf der königlichen Dulderin einen vielsagenden Blick zu. Allsogleich stürzten die im Saale anwesenden Jakobiner auf die Bühne, um die Frevlerin zu züchtigen; und hätten deren Kollegen sie nicht schützend umgeben und mit Gefahr für sich selbst ihr die Flucht ermöglicht, die Aermste würde zuverlässig erdrosselt worden sein. Nachdem ihnen ihr Opfer entzogen war, verjagten sie die Königin nebst Kindern und

Mad. Eliſabeth aus der Loge. Die Wache hatte große Mühe Frauen und Kinder unverletzt in die Kutſchen zu bringen. Eine neue Heldenthat war vollbracht.

Seit jenem Abend hat ſich die Dugazon, unter dem Vorwande fortwährender Kränklichkeit von der Bühne zurückgezogen; in Wahrheit aber, weil ſie's „nicht über ſich vermöge, in Stücken aufzutreten, die ihren Empfindungen und Geſinnungen zuwider wären."

O Komödiantin! welche Lehre bieteſt Du vielen Staatsmännern.

Auf ſolche Frauen läßt ſich wohl anwenden, was die Schrift ſagt: „Ihr ſind viel Sünden vergeben, denn ſie hat viel geliebet!"

120.

— In Zeitungs-Anzeigen wird ein verheiratheter Gärtner geſucht, „der die Jagd beſchießen kann, aber nur mit guten Zeugniſſen." Derſelbe darf ſich beim Dominio W. melden. Der Verfaſſer obiger Aufforderung iſt eben kein guter Styliſt. Er hat jedoch, gewiß ohne ſeine Abſicht, einen guten Witz gemacht, der ihm keinesfalls gerathen wäre, hätte er geſchrieben: Ein Gärtner mit guten Zeugniſſen, der die Jagd beſchießen kann u. ſ. w. Jetzt iſt's weit

hübscher. Jedweder Leser, eh' er sich's logisch zurecht rückt, muß vermuthen, der Mann soll mit „guten Zeugnissen" auf Hasen und Hühner losplätzen, statt mit Schroten. In diesem Mißverständnisse aber liegt gerade der verborgene Witz. Denn auf uns Alle, die wir dafür bekannt sind, daß wir, wenn auch nur zur Noth, unser leidlich Auskommen, und dabei kein hartes Herz haben, wird fortwährend geschossen, und zwar stets mit „guten Zeugnissen, welche Bettelbriefen beiliegen; mögen es nun Führungs-Atteste, amtliche Bestättigungen, mögen es testimonia paupertatis, d. h. unverschuldeter (!) Armuth sein. Besagte Schüsse erfolgen unausgesetzt, sie treffen jedesmal und haben noch die Unannehmlichkeit, daß der Schütze seine Munition zurückverlangt, (jene „guten Zeugnisse" nämlich; manchmal sogar den Bettelbrief,) um beides ferner zu verwenden! Darin sind jedenfalls die Hasen besser d'ran. Von denen wird wenigstens nicht verlangt, wenn sie Wolle und Schweiß haben lassen müssen, daß sie auch noch Pulver und Blei herausgeben sollen.

Wehe Dir, wenn Du derlei „gute Zeugnisse" verlegst, verlierst, wenn sie Dir, morsch wie sie längst waren von vielem Gebrauch, unter den Fingern sich vollends zerfasern! Der Freischütze klagt auf Schadenersatz gegen Dich!

Nimm Dich in Obacht vor diesen Franktireurs mitten im Frieden. Größere Städte beherbergen dieß Gesindel in Schaaren. Sie arbeiten unter dem glorreichen Banner der „Freizügigkeit."

121.

— Verschiedene Zeitungen bringen buchstäblich folgende Anzeige:

„Universal-Mittel gegen Schwächezustände junger und alter Männer sind die Sampsons-Pillen, vom Apotheker F. gefertigt. Die Wirkung ist überraschend. Sechszig Stück im Etui 2 Thlr. ꝛc."

So weit hätten wir's denn also glücklich in der lieben Freiheit gebracht, daß auch die letzte Schranke medizinal-polizeilicher Aufmerksamkeit und Vorsicht danieder geworfen und sämmtlichen Pfusch- und Schwindel-Kuren das weiteste Feld geöffnet ist.

Polizeiliche Kontrole? Sklavische Bevormundung? Fort damit! Wir brauchen die Fürsorge der Regierungen nicht mehr, hinter der sich oft Eingriffe in Volkes Rechte verbergen! Wir sind keine Kinder mehr! Wir sind reife Weltbürger. Zwar sind wir bisher viel beneidet worden von Engländern, sogar von Amerikanern, um unsere strengen Gesetze gerade

auf diesem Felde, durch welche die ungebildete, leichtgläubige Menge väterlich geschützt wurde, vor dem gar nicht zu berechnenden Unheil durch betrügerische Arkana von gewissenlosen Speculanten angepriesen. Aber es waren doch immer Gesetze; sie beschränkten doch immer! Fort damit, wie gesagt; wir wollen unbeschränkte Freiheit, wir verlangen sie in allen Gebieten: in der Presse, auf der Bühne, im Wucher, beim Schuldenmachen, bei ärztlicher Behandlung. Es soll jedwedem frei stehn, sich vergiften zu lassen, so wie vice versa zu vergiften. Vielleicht finden wir bald Anzeigen von Pillen, welche ausgeboten werden als Mittel für Erbschleicher, Den und Jenen, ebenfalls mit „überraschender Wirkung" um's Leben zu bringen. Der Unterschied zwischen solchen und den bereits ausgebotenen wäre nicht groß. Mörderisch, ruchlos sind beide Sorten. Und habe ich die Wahl, so ziehe ich wahrhaftig den Scharfrichter Sanson jenem Pillendreher Sampson vor.

122.

— Magistrat und Verordnete meiner Vaterstadt Breslau haben mir die unverdiente Ehre gegönnt, einer neu entstehenden Straße meinen Namen beizulegen. Das erste Gefühl bei dieser Kunde ist natür-

lich dankbare Erkenntlichkeit gewesen. Das nächste war Beschämung. Und letztere wurde so mächtig in mir, daß ich Jahre vergehen ließ, bis ich mich entschließen mochte, mich selbst, auf blaue Eckanschläge geschrieben, in Augenschein zu nehmen. Die Holteistraße verbindet zwei andere, schon vollbebaute, während sie selbst sich theilweise erst im Werden befindet. Auf der einen Seite ist ihre Ausdehnung noch kurz. Sie stößt da auf einen Gartenzaun, und die Welt ist ihr dort (1871), wie man's zu nennen pflegt, mit Brettern vernagelt. Auf der andern Seite läuft sie eine hübsche Strecke. Obwohl ihr Anfang und ihr Ende bereits recht große, stattliche Gebäude trägt, machte sie mir doch, wie Alles was unfertig, zum Theile wüst erscheint, einen traurigen Eindruck. Die Häuserreihen von weiten öden Bauplätzen unterbrochen; der ungepflasterte, breite Fahrweg, aus dessen unergründlichem Staube eine Schaar wilder Jungen verfinsternde Wolken aufwühlten, zur Feier meines ersten Besuches; erstaunte Gesichter vor Hausthüren und an offnen Fenstern, die mich fragend musterten, was ich da suche? . . . Es wurde mir unheimlich dabei. Und nur die Begleitung eines jungen Kriegers stählte mir den Muth, daß ich mich völlig durchwagte. An der Ecke beim Ausgange senkte ich verlegen den Blick vor der blauen Holtei-Tafel, und eilte aus diesem Bereiche

zu entkommen, immer in der Furcht, es könnte in dem blühenden Nachwuchs Einer oder der Andere mich erkennen und mir spöttisch nachschreien. Kurz der Zug war kein Triumphzug, und so bestrafte sich die kindische Eitelkeit des alten Mannes, der auf den Genuß einiger Popularität ausgegangen, sich begnügen mußte, etliche Handvoll Staub geschluckt zu haben.

123.

— Dadurch, daß ich mich neuerdings in die Fülle Friedrich Rückert'scher Dichtungen vertieft, mich in ihrem Reichthum gleichsam gebadet und erquickt habe, ist mir zu eigener Ueberraschung klar geworden, weshalb ich, bei aller gebührenden Verehrung für Schiller, diesem geliebtesten, im ganzen Volke wahrhaft angebeteten Poeten, meine innerste wärmste Begeisterung niemals recht zuwenden konnte. Sein großer, hocherhabener Geist strebte, dachte, dichtete im Abstrakten, im Idealen, er philosophierte. Er ist ein Buch- ein Stuben-Dichter. Rückert lebte und webte mit und in der Natur; er ist ein Natur- ein Leben-Dichter.

Goethe ist ein Welt-Dichter; ihm steht Rückert näher als Schiller.

124.

Was man auf seine alten Tage noch lernt! Da les' ich eben im Konzertbericht einer Zeitung, der von Beethovens „Adelaide" sagt: „Ewig schade bleibt es immer, daß der süße Liebesgesang einen so komisch-zopfigen und fast albernen poetischen Text verewigen muß, wie Matthisson's „Einsam wandelt Dein Freund" und die „Purpurblättchen," welche der „Asche" seines weichgeschaffenen Herzens entwachsen!" — Und ich Unglücklicher habe bisher das Matthisson'sche Gedicht für bezaubernd schön gehalten!? Da sieht man denn zu seinem Schreck, wie dumm-naiv man gewesen ist; wie „zopfig!" — Für schärferen kritischen Blick ist mein Auge schon zu alt.

125.

— Mein alter Freund A., nachdem er etliche und zwanzig Jahre verbraucht, eh' es ihm einfiel den Roman „Christian Lamnfell" zu lesen, hat das Buch kaum in die Hand genommen, als er auch schon einen groben Schnitzer darin entdeckt, auf den ich wahrscheinlich nie gekommen wäre und wär' ich hundert Jahre alt geworden. Er rief mich auf der Promenade an: „Höre, mein Lieber, wie soll ein

Mensch, der auf den Kuffen eines Schlittens steht, mit der Peitsche knallen, wenn ihm, wie Deinem Husaren Lebrecht, der linke Arm fehlt? Um die große Schlittenpeitsche tüchtig zu schwingen, dazu gehört ein großer Aufwand von Kraft; den kann kein Mensch mit der Rechten entwickeln, wenn er keine Linke besitzt, womit er sich festhält. Er muß nothwendig vom Stengel fallen, ohne solche Hilfe."

Dagegen wußt' ich nichts einzuwenden. Dunkle Erinnerungen an jugendliche Peitschenknallversuche bestätigten lediglich des scharfsichtigen Juristen scharfe Rüge. Leider bin ich nicht in der Lage, jene Stellen im Buche abzuändern; aber meine Ehrlichkeit macht mir's wünschenswerth, die Besitzer desselben eines Bessern zu belehren.

126.

— Sehr geistvolle Männer hatten mir längst gesprochen von einem am Himmel französischer Litteratur emporsteigenden Doppelgestirn: Erckmann-Chatrian. Es sollen zwei Freunde sein, die gemeinschaftlich arbeiten. Wie sich das macht und machen läßt, konnt' ich niemals recht begreifen; wenigstens bei Romanen nicht. Bei Theaterstücken, wo Einer den Plan, der zweite den Dialog, der dritte die Couplet's liefert, ist mir's eher verständlich.

Jedoch eine Erzählung, die aus einem Gusse von Zweien zugleich geschrieben wäre . . . ich dächte man müßte überall die Ansatznäthe spüren? und ich glaube, sie lassen sich wohl entdecken.

Das erste der so viel gepriesenen Bücher, dessen ich habhaft wurde, hieß: „histoire d'un conscrit." Ich hab' es mit Anerkennung seines Werthes gelesen, aber von warmer Theilnahme hab' ich nichts empfunden. Ein innerliches Mißtrauen gegen den, oder die Verfasser erhob sich in mir. Ich wüßte keine Gründe desselben näher zu bezeichnen; ich fühlte mich angezogen durch viele nicht wegzuleugnende Schönheiten; ich fühlte mich abgestoßen durch die Ahnung, daß die Herrn, trotz ihres zur Hälfte deutschen Namens, enragierte Feinde, blinde Gegner deutschen Wesens, daß sie sammt allen ihren friedfertigen, volks- und menschenfreundlichen Lehren, im Grunde doch recht hochmüthige, einseitige, Hass-erfüllte Franzosen sein könnten. Eine Ahnung, welche durch spätere Bekanntschaft mit anderen ihrer Werke lediglich bestätigt worden ist. Diese immerwiederkehrenden Anpreisungen der Revolutionswuth; diese begeisterten Reminiscenzen an die erste „Commune"; diese leeren Phrasen bei'm Sturze Louis Philipp's; diese Vergötterungen des Pariser Volkes[1]),

1) Z. B. Auf dem hôtel de ville (1830). „Nous sommes ici chez nous! quand la France parle d'ici à L'Europe,

während es gerade im besten Plündern, Rauben, Zerstören begriffen ist, verscheuchen mir die Freude an jenen mit solch unverkennbarem, oft bezauberndem Talente geschriebenen Schilderungen von lieblichen Naturscenen, von ländlichem, oder kleinstädtischem bürgerlichem Stillleben, und an mitunter meisterhafter Karakteristik. Sollte sich der in die Augen springende Dualismus aus zwei total verschiedenen Naturen, aus zwei scharfgesonderten Individualitäten herschreiben? — Was hat diese dann vermocht, sich als Collaboratoren zusammen zu schweißen? Räthselhaft!

Was mich am meisten befremdete in den sich von Tage zu Tage steigernden, mündlichen wie gedruckten Verkündigungen des Evangeliums Erckmann-Chatrian, war die Bedeutsamkeit die dem deutschen Element ihrer Erzählungen beigelegt wurde. Lesend fragte ich mich oft: bist du denn allein so stumpf, dies nicht herauszufühlen? Und diese Frage hat meiner Gerechtigkeitsliebe förmliche Angst gemacht, bis ich gestern, in der histoire d'un sousmaître[1]) eine entous les Rois tremblent." — Hat Louis Napoleon damals nicht schon auf dem Sprunge gestanden, die prahlerischen Maulhelden klein zu kriegen, sie zu unterjochen? — Und wie bald war's gescheh'n. Es geht nichts über pomphafte Worte!

[1]) Wohl verstanden, in einer späteren, nach dem Kriege besorgten Ausgabe! Die erste, hör' ich, enthält diese Stelle nicht.

STAATL. BIBL. BAMBG.

scheidende mich beschwichtigende Antwort empfing. Sie lautet:

„Man kann sehr unterrichtet sein und sehr dumm dabei, das zeigt sich täglich. Sind nicht z. B. die Deutschen, die ja sämmtlich lesen und schreiben lernen, das tückischeste brutalste Volk Europa's? Haben sie nicht wieder aufgestellt das Recht erobernder Gewaltthat, um ohne Gewissensbisse Besiegte zu bestehlen und zu plündern? Woher kommt das? Von dem Unterricht, der ihnen zu Theil wird im schlechten Sinne! Anstatt sie zu erziehen für die Liebe zur Menschlichkeit, zur Freiheit, zur Gerechtigkeit, pfercht man ihnen Raub-, Rache- und Herrschafts-Gelüste in den Kopf. Der einfache gesunde Sinn müßte „diesen Leuten" doch sagen, daß ihre Art und Weise sich als Freunde bei Nachbarvölkern einzuschleichen, als Spione Abdrücke von deren Thürschlössern zu nehmen, eine schandbare unredliche Sache ist; daß Schinderhannes selbst nicht anders verfuhr, und daß über kurz oder lang Europa sie hetzen wird, wie ein Rudel Wölfe. Aber sammt ihrem vielen „Wissen" sind alle diese Deutsche sehr borniert. Die Begierde, fremdes Eigenthum wegzuschnappen, verwirrt ihnen das Gehirn. Daraus geht hervor, daß die Frage: was man lehren,

worin man die Kinder unterrichten soll, ungleich wichtiger sei als sonst Alles. Ich behaupte folglich, man muß sämmtliche monarchisch abgefaßten Bücher beseitigen, und sie durch demokratische ersetzen."

Daß französische Autoren frech genug sind, solch' alberne Urtheile in die Welt zu schleudern, das ist uns leider nichts Neues. Daß aber deutsche Männer in dergleichen Verleumdern „Stammgenossen" zu begrüßen geneigt scheinen, würde mir ganz unerklärlich bleiben, läge nicht vielleicht in den letzten Zeilen obigen Citates eine Erklärung dafür.

Ich habe vollkommen genug an diesem einen Pröbchen und will gern jeglichen Genuß entbehren, den künftighin die Firma Erckmann-Chatrian uns darbieten möchte.

127.

— Ich war auf meine alten Tage in die schlesische Heimath zurückgekehrt, um in ihr zu sterben, nicht aber um so viele Gönner, Verwandte, Freunde und Genossen aus früherer Zeit begraben zu helfen, oder ihnen nachzuweinen — derer hier gar nicht zu gedenken, die während dieser letzteren Jahre außerhalb unsrer

Provinz hinüber gegangen sind. Welch' eine Reihe von Namen, die da an mir vorüber zieht:

General von Sydow — v. Spiegel auf Dammern — Friedrich Graf Schweinitz — Kommand. General von Mutius — (sämmtlich Mitschüler aus der Bresl. Erziehungsanstalt) Stadtrath Pulvermacher — Gustav von Haugwitz auf Brieg bei Glogau — Erdmann von Gilgenheimb — Kammerrath Knoblauch — Geh. San.-R. Dr. Nagel, General von Chappuis — Karl von Waldow (Brieg) — Obrist von Graurock nebst Gemahlin und Sohn — Gottliebe von Taubadel (Oels) — Wilhelm von Taubadel auf Roschkowitz — Meine Schwester Konstanze — Geheimeräthin Friesner — Ulrike Friesner — General von Bojanowski — Frau von Hauteville — deren Sohn, (Justizr. in Trebnitz) — Hofrath Dr. Schmieder (Liegnitz) — Obrist von Lojewski nebst Gemahlin — Frau Emilie Schaubert — August Siegert (Maler) — Frl. Antonie Gelinek — Dr. Adolf Gad — Ger.-Direktor Kretschmer (Waldenburg) — Obrist-Lieut. von Jordan (Ratibor) — Geheimerath Ernst Freiherr von Koeller auf Köben — Moriz Rob. Landshutter — Eduard Trewendt — Albert Middeldorpf — Dr. Beinert (Charlottenbrunn) — Stadträthin Korn, geb. Freiin von Kospoth — Friedr. von Bequignolles Dr. G. G. Roeller (Glogau) — Dr. Aug. Kahlert

— Justizrath Robe nebst Gemahlin (Hirschberg) — Frau Leocadie von Nimptsch — Professor Haase — Oberpräs. Freiherr von Schleinitz — Gymnasial-Direktor Schönborn — Baron Kittlitz (Liegnitz) — San.-Rath Dr. Kunze (Reinerz) — San.-Rath Dr. Kursawa (Trachenberg) — Landrath Alex. Groschke (Frankenstein) — Karsch, Kunsthändler — San.-Rath Dr. Junge (Friedeberg a. Q.) — San.-Rath Hermann Kalkstein — Präsident von Viebahn (Oppeln) . . . . ach, wie Manche noch. Ich nenne hier nur die meinem Herzen, meiner Dankbarkeit die Nächsten mir, ohne Beobachtung der Zeitfolge, vor's Gedächtniß treten. Und erst außerhalb Schlesien . . . Anschütz und Frau — Friedr. Beckmann — Dr. Wilh. Loebell (Bonn) — Stavinsky — Dr. Waagen — Ladisl. Graf Ostrowski — Prof. Dr. Unger (Gräz) — Wilhelmine von Müllenau, geb. Freiin von Erben (Gräz) — Schulrath Dr. Francke (Bernburg) — Josef Wagner — F. W. Gubitz — Geh. R. Oswald Blumenthal — Dr. Rud. Koepke — Advokat Bienemann (Riga) — Schulrath Dr. Heiland — Friedr. Hebbel — Forstrath Schmiedlein (Steiermark) — Adolf von Treskow — Frau Senator Hartlaub (Bremen) — Jean Jacques Ampère (Paris) — Wilh. Wackernagel — F.-Marschall-Lieutn. Wilhelm von Marsano (Görz) — Heinrich Marr — Franz

Grillparzer — Wilibald Alexis . . . . . eine Todespost jagt die andere.

Von allen hier Genannten wüßt' ich viel und vielerlei zu erzählen. Von meiner Anhänglichkeit für sie, von ihrer Güte, Großmuth, Treue für mich. Das könnte ein langes, ewig langes Buch werden. Deshalb soll's der Ewigkeit vorbehalten bleiben. Aber in dieser, hoff' ich, werden wir Besseres zu thun haben, als Bücher zu machen? Barmherziger Gott, es wäre ja fürchterlich, ginge der Erdenjammer wieder von vorne los.

128.

— Es ist mir stets zuwider, wenn an mich gerichtete Briefe die Aufschrift tragen: „dem Schriftsteller" 2c. (Litterat klingt gar entsetzlich.) Weshalb denn überhaupt eine solche Bezeichnung? Muß denn jeder Mensch einen Titel haben, oder einen Stand? Genügt nicht der Name? Und darf die Schriftstellerei für einen Stand gelten? Kann nicht jemand ein Amt bekleiden, dessen Bezeichnung auf die Adresse geschrieben wird, und kann er nicht nebenbei auch schriftstellern? Wem ist es eingefallen, an E. T. A. Hoffmann, oder an Ed. Hitzig zu adressieren, an den

Schriftsteller so und so. Man schrieb: An den Kammergerichtsrath, an den Kriminaldirektor ꝛc. Warum soll man nicht ganz einfach schreiben, an Leute, die in der großen Maschienerie, Staat genannt, keine, durchaus keine Stellung haben: An die Herrn X. Y. Z.? „Schriftsteller" ist obendrein noch eine durchaus unbestimmte Betitelung. Sie läßt sich anwenden auf den Philosophen, den Naturforscher, den Philologen, den Theologen, den Historiker ꝛc., in so fern diese Bücher edieren, wie auf den käuflichsten Pamphletisten. Sie ist so allgemein gehalten, daß sie eben weil sie jeglicher Auslegung fähig ist, gar nichts mehr bedeutet, und schon deshalb weg bleiben sollte. Aber der Deutsche, wie er sein unseeliges Wohl- und Hochwohlgeboren nicht aufgeben will, will sich auch nicht entschließen, seinen Nebenmenschen sonder Titel anzuerkennen. Er fürchtet, wenn er ihn kurzweg bei Namen nennt, ohne Zuthat, die gebührende Achtung zu verletzen, und will auch unser Einen, wo er sonst keine Hilfe findet, wenigstens durch den „Schriftsteller" ehren. Verwünscht zweifelhafte Ehre, zur Zeit. Ein Schriftsteller .... ein Bücherschreiber — ein Romanmacher .... Trauriges Métier! Ich hab' mir, als niederschlagendes Pulver, nachstehende Worte aus einem Romane des Ernst Feydeau abgeschrieben. Der Mann sagt, von lüder-

lichen Frauenzimmern redend: „Diese spekulieren, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wenigstens nur mit ihrem Körper. Wir (die Schriftsteller) wir treiben Schacher mit unsrer Seele. Unsere Hoffnungen, unsere Schmerzen, unsere Reue, unsre geistigen Bestrebungen überliefern wir dem Publikum, das sich entweder wenig darum bekümmert, oder (im besten Falle) sich daran „„amüsiert."" Den stupiden Gladiatoren des alten Roms vergleichbar, welche lüstern nach Beifall einer übersättigten Masse bis zum Sterben danach rangen, warten wir mit unsern Seelen- und Todeskämpfen der Lesewelt auf!" —

Soll sich Einer nicht ärgern, wenn er auf dem Briefcouverte lesen muß: „Dem Schriftsteller ꝛc."?

Ein in Breslau (um das Jahr 1820) lebender Dr. Hermann, der nach langem fruchtlosen Dichten, Tichten und Trachten halb-wahnsinnig gestorben ist, war so titelsüchtig, daß er sich mit dem Doctortitel — wie er zu diesem gelangt sein dürfte, mag der liebe Gott wissen, und etwa die Quästur jener Universität, welche ihm Quittung ertheilt hatte über richtigen Empfang der stipulierten Summe für's Diplom! — daß er sich, wollt' ich sagen, nicht damit zufrieden stellte, sondern nach allen möglichen zu erhaschenden andern Titeln griff. So unterzeichnete der gute Mann dereinst ein seiner Feder entflossenes Streitschriftchen:

„Dr. Hermann, Mitglied der Streit'schen Leihbibliothek." Allerdings war er Abonnent dieses gemeinnützigen, damals für Breslau einzigen Institutes, bezahlte folglich sein Anrecht auf besagten Titel Monat für Monat. Dennoch theilte er dieses Anrecht mit sämmtlichen übrigen unzählbaren Abonnenten, deren Jeder, ohne Unterschied, sich eben so hätte unterzeichnen dürfen.

Sind wir, sogenannte Schriftsteller, was die Masse der unüberfehlichen, etwas gemischten „Standesgenossen" betrifft, nicht in gleichem Falle? Jedesmal wenn ich ein Schreiben erhalte: „An den Schriftsteller" muß ich jenes armen Narren denken, lache jedoch nicht mehr über ihn.

Einige Abwechslung tritt bisweilen ein. Ich empfange von Zeit zu Zeit Zuschriften eines Mannes, der sich durch mich gekränkt glaubt, weil ich (ohne ihn zu nennen) etliche Späße aus seinem Leben in einem Journal mittheilte; und der nun in seinen mir gewidmeten Zuschriften die abscheulichsten Schmähungen mit gröbsten Ausdrücken zu Papiere bringt, so daß man sich wirklich ärgern könnte. Doch ich ärgere mich nicht darüber, denn mich erheitert die feststehende Adresse: „An den ehemaligen Komödianten H." Mir klingt das immer noch hübscher wie „Schriftsteller."

129.

— Pikante Anekdoten, wenn sie hübsch erzählt, berühmte Persönlichkeiten betreffen, sind recht unterhaltend, und man verzeiht ihnen auch gern einen Anstrich von Bosheit. Nur müssen sie den Stempel der Wahrheit tragen. Wenigstens dürfen sie nicht aus dem Reiche der Möglichkeit hinaus, sich in offenkundige Lügen verlieren. Welch' ein Leichtsinn Seitens der Herren Erzähler in diesem Gebiete herrscht, davon kann sich ein aufrichtiger ehrlicher Mensch gar keinen Begriff machen. So enthalten u. a. „Biographische Skizzen über Heinr. Heine," worin dessen witzige Freimüthigkeit gepriesen wird, folgenden Passus:

„Sagte doch **Heine** einst dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, als dieser an Rahel erzählte, er habe mit Goethe gesprochen: „„Jetzt sind Sie ihr unter Brüdern um 4000 Thaler mehr werth!""

Wie alt mag Herr Heine gewesen sein, da Louis Ferdinand den Heldentod bei Saalfeld suchte und fand? Sechs Jahre, sollte ich denken. Und mit sechs Jahren schon so witzig und spitzig! Na, da ist's hernach kein Wunder . . . .

Fast noch komischer wirkt aber in jenen Skizzen

ein Ausfall gegen einen allverehrten, um preußisches Unterrichtswesen verdienstvollsten Mann. Es heißt:

„Ihren Gipfel hat wohl die abgöttische Goetheverehrung in dem Toaste erreicht, den der kürzlichverstorbene Johannes Schulze einst bei Varnhagens an einem Goethefeste ausbrachte:

„„Ach wär' ich doch ein Fisch,
So wohlig und frisch,
Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethen
Gebraten auf'm Tisch
Ein herrlicher Fisch."" —

Abgesehen davon, daß der Scherz, dem obige Stelle entlehnt ist, und aus dem jedweder nur einigermaßen mit Goethe's Dichtungen Vertrauter die Parodie eines Goetheschen Gedichtes auf den ersten Blick erkennt — daß dieser Scherz ein durchaus gelungener, belustigender, seine Wirkung vollständig erreichender war; abgesehen davon ist Alles Uebrige Lüge.

Das Fest fand nicht bei Hrn. Geheimerath von Varnhagen statt, (der hütete sich wohl dergleichen zu veranstalten,) sondern es war ganz einfach die alljährige Feier des 28. August in der litterarischen Mittwochsgesellschaft. Zweitens aber war Johannes Schulze nicht der Verfasser und Sprecher besagten Schwankes, sondern der als Theater-Kritikus in der

Spener'schen Zeitung lange Zeit hindurch thätige, von Goethe lobend anerkannte, ehemalige Referendarius Friedrich Schulz, vulgo Theaterschulz und noch vulgoer als ächte Berliner Stadtfigur kurzweg: „Spuckschulz" genannt; welchem Staegemann halb spöttelnd, halb ernsthaft gemeint, den Titel „Mein Hauspoet" zu ertheilen liebte.

Johannes Schulze stand zwar in den intimsten Beziehungen zu Weimar und zu Goethe, wußte jedoch gut genug, was er seiner Stellung und Würde als Staatsmann schuldig war, um in einer großen Gesellschaft (deren Mitglied er überdies nie gewesen, und die er selten als Gast besuchte) dergleichen Späße zu treiben.

Herr von Varnhagen, obgleich er seit Gründung des Vereines, den er mit gestiftet, Theilnehmer desselben war und blieb, und sich fast regelmäßig vor den Lesestunden einstellte, setzte sich doch niemals mit zur Abendtafel. Ich erinnere mich kaum, ihn an unserm Tische bei'm frugalen Male gesehen zu haben.

Die Gesellschaft war dem hohen Demokraten doch zu gemischt. Die wenigen Geheimräthe wogen ihm den andern Plebs nicht auf . . . und höchster Adel (seine Lebensluft) fehlte gänzlich. Er legte auch in dieser Versammlung niemals den Hut aus der Hand. „Nur nobel!" heißt's in einer Nestroy'schen Posse.

130.

— Im Jahre 1755 haben die Herren der Landesgemeinde von Uri, unter Kriegshilfe der Kantone, die Bewohner des Livinenthals siegreich unterjocht, und dieselbe unter ihre grausame Tyrannei gebracht. Am 2. Juni erfolgte die Hinrichtung des Landeshauptmanns und der Bannerherren, denen im Schatten der Nußbäume vor dem Kloster die Köpfe abgeschlagen wurden; wobei das Volk entblößten Hauptes knieend zuschauen mußte. Die Uebrigen („Rädelsführer" d. h. Vertheidiger ihrer Rechte) wurden später in Altdorf hingerichtet, dem souverainen Volke von Uri zu wohlgefälligem Schauspiel.

Davon berichtet Herr A. W. Grube in seinem nicht genug zu lobendem anmuthigen Büchlein: „Ueber den St. Gotthard."

Der Verfasser fügt solchem getreu historischen Berichte die Bemerkung hinzu:

So herrschten die „Nachkommen" Tells, die Hirten des Reußthales im Ticinothale. Es giebt sehr gebildete Menschen, auch Geschichtskenner, die aber aus der Geschichte nichts lernen. Die bilden sich ein, Republik sei eitel Freiheit und Menschenliebe, und mit republikanischer Verfassung sei der Despotismus regierender Herren unmöglich gemacht.

131.

— Muß ich den Vorwurf über mich ergehen lassen, viele Bücher geschrieben, und die Lesewelt fleißig in Anspruch genommen zu haben, so darf ich doch andrerseits auch geltend machen, daß ich nicht blos ein Bücherschreiber, sondern zugleich der emsigste und dabei dankbarste Leser bin. Vielleicht gerade weil niemand die großen Schwierigkeiten, das sogenannte Publikum zu befriedigen, besser kennt als ich, wird es wohl wenige Leser geben, die leichter zn befriedigen sind. Es muß schon stark kommen, wenn von den Ansprüchen, die ich an eine Erzählung, an einen Roman zu machen wage, gar keiner sich begnügen will, und wenn ich das Werk irgend eines Kollegen bei Seite schiebe, bevor ich das Ende erreichte. Bisweilen kommt es aber doch vor, dem bescheidensten und besten Willen zum Trotz. Und es giebt da hauptsächlich eine gewisse Gattung von „komisch" seinwollenden, oder (Gott erbarm sich) „humoristischen" Schriftstellern, die auch den geduldigsten Leser durch ihre komplete Unfähigkeit zum ungeduldigen machen. Wie kein Unglück allein kommt, so ebenfalls kein langweiliges Buch; es giebt Wochenlieferungen aus der Leihbibliothek, die nicht eine einzige hübsche Neuigkeit bringen und dann genade Gott den langen Abenden und den schlaflosen Nächten! — Desto be-

haglicher wirkt nach solcher bösen Woche wohlthätiger Wechsel. So ging mir's jetzt. Da stellten sich kurz hintereinander drei willkommene Gäste ein. Zuerst das Neue Novellenbuch von Paul Heyse, reich an schönen Sachen. Sodann eine in wenig Bogen vielsagende, tiefsinnige Geschichte von Gerstäcker, die unter dem etwas allgemeinen Titel „Verhängnisse" ergreifende Lebenswahrheit birgt.

Drittens: „Aus deutschen Gauen," das erste Bändchen gesammelter Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Alle drei Bücher besitzen die jetzt immer seltener werdende Eigenschaft, daß sie bei spannenden und ergreifenden Thatsachen weder entsetzen, noch verletzen, und daß die Fesseln, worein sie den fühlenden Leser schlagen, keine blutige Male hinterlassen. Sie regen an, sie regen auf, — sie versöhnen zugleich. Bodenstedt's wunderliebliche, seelenvolle Idylle „Eine Mönchsliebe" und der darin auftretende prächtige Franziskaner „P. Natzi" erinnert mich lebhaft an einen andern Franziskaner, der mir unter sonderbaren Umständen begegnet war. Nachdem in Folge des eben damals abgeschlossenen Concordates die protestantische Gemeinde der steiermärkischen Hauptstadt genöthiget worden, sich einen eigenen Begräbnißplatz anzuschaffen (wozu ich mein Scherflein beizutragen mich bemühet), fand die Einweihung des

jüngst errungenen Friedhofes unter gebührenden Feierlichkeiten statt, wobei natürlich auch Reden gehalten wurden. Eine derselben fiel ziemlich larmoyant aus, und ein ob seiner phrasenhaften Schönrednerei von manchen empfänglichen Damen persönlich bewunderter junger Geistlicher expektorierte sich in leerem Gewäsche. Bald darauf erschien die Predigt eines Franziskaners im Drucke, der unsern Redner tüchtig abkanzelte. Es hieß darin u. A.: Er, der Pater R. begreife gar nicht den süßlichen Jammer des Herrn Predigers. Unsere lutherischen Mitchristen, sagte er, befanden sich in der Lage von Miethern, welche man in dem Hause, das sie kontraktmäßig bewohnen durften, nicht gern sah, weshalb sie sich unmöglich heimisch darin fühlen konnten. Mit der Zeit haben sich die früheren Verträge gelöset. Die Miether haben sich ermannt, sind daran gegangen und haben mit redlichen Opfern aus ihren Mitteln ein ihnen gehöriges Haus gebaut, wo sie nun Herren sind. Darüber sollen sie sich freuen. Was giebt's denn da zu klagen, zu stöhnen, zu weinen, gleich „einer Mühl' am Anger, durch Millionen Thränen unterschlächtig?" wie Platen sagt. — — —

Ein Franziskaner-Mönch, der Platen zitiert . . . das schien mir merkwürdig. Den Mann mußt' ich kennen lernen. — Wo? wie? — Es machte sich

leicht. Ich erfragte die Stunde, um welche er im botanischen Garten, dicht bei seinem Kloster, öfters einen kurzen Spaziergang zu machen pflegte. Dort lief ich ihm in den Weg. Eine große, schier gewaltige Persönlichkeit trat mir entgegen. Hochwürdiger Herr, sprach ich ihn an, ich laure Ihnen auf, seit etlichen Tagen, weil ich, obgleich selbst Protestant, Dank sagen will für Ihre tüchtige Abfertigung des süßlichen protestantischen Salbader's, der unsern Friedhof einweihen sollte! — „Schau, schau! Sind Sie wohl gar der Herausgeber des Albums für Ihren neuen Begräbnißplatz? Und Sie . . . na, da muß ich bitten!"

Wir plauderten gehend weiter. Der Mann gab sich natürlich, einfach, wahr, und ließ zugleich einen kräftigen Humor durchblicken, wie ich solchen an Klostergeistlichen (besonders in früherer Zeit) oftmals bemerkt habe. Dadurch dreister gemacht, fuhr ich endlich heraus: Sagen Sie mir: wie um Alles in der Welt kommen Sie auf den „Schatz des Rhampsinit?" Was haben Sie mit Platen zu schaffen? — „Stat!" sprach er; „den Finger auf den Mund! Schauen S' in meiner Zelle giebt's unter'm Fenster eine Gewölbung, von einem zugemauerten Kellerhalse. In die hab' ich mir lassen ein heimliches Bücherschrankel brechen, und da drinn halt' ich mir so

Mancherlei, was der Prior nicht zu sehen braucht! Man will doch auch bisweilen spüren, wie's in der Geisteswelt draußen zugeht! Da hab' ich kuriose „„Kampel"" beisammen!" —

Bodenstedt's Pater Ignatz, der ebenfalls ein eifriger Leser war, hat mir heute wieder meinen riesenhaften Franziskaner in's Gedächtniß gerufen. Daß letzteren seine „kuriosen Kampel" im Glauben nicht erschüttert haben, davon hat er siegreichen Beweis abgelegt, als er sich auf die, vom verstorbenen P. Knoblechner im Innern Afrika's, ich glaube bei Chartum, gestiftete Mission begab, wo Er, gleich vielen seiner Vorgänger und Genossen, dem mörderischen Klima bald zum Opfer fiel. In skeptischen Stunden frag' ich mich manchmal: Ist er Missionair aus eigenstem Antriebe geworden? .... oder geschah's vielleicht in Folge eines Verdrusses, den ihm die „kuriosen Kampel" zugezogen?

Friede seinem Andenken! Er war ein tüchtiger Mann.

132.

— Eduard Laboulaye, ein französischer Schriftsteller, dessen mancherlei Bücher auch bei uns viel gelesen wurden, und welcher durch das wunderliche Phantasie-

bild „Paris in Frankreich“ deutsche Bewunderer sich gewonnen, hat unter Anderm einen „Don Ottavio“ (Erinnerungen eines Reisenden) geschrieben; die, obgleich in Deutschland spielende, dennoch undeutscheste, kurzweg unmöglichste Geschichte, mit absichtlich hervorgehobenem Anspruche auf gründliche Kenntniß deutschen Wesens, deutscher Kunst und Poesie, und mit besonderer Anerkennung Goethe's. Wie es damit auch bei diesem Gönner und nachsichtigen Beurtheiler unsrer barbarischen Litteratur eigentlich beschaffen ist, verrathen gelegentlich eingestreute Uebersetzungsproben. Wenn wir lesen:

„La vie est un combat,
tout homme est soldat!“

Deutsch: „Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!“

oder: „Vivre, c'est aimer!“

Deutsch: „Denn das Leben ist die Liebe!“

oder, noch dazu als Motto auf dem Titelblatte:

„Celui qui n 'a mangé son pain avec des larmes,
„celui qui dans les nuits douloureuses n'est point resté
„sur son lit à pleurer; celui-là ne Vous connait pas,
„puissances célestes!“

Deutsch: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Lager weinend saß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“ —

Wenn wir dergleichen als Erzeugniß eines Mannes wie Laboulaye lesen, da verzweifeln wir doch fast an der Möglichkeit überhaupt, deutsche Poesie in französischer Sprache irgend erkennbar wieder zu geben. Es wird zwar in Uebertragungen aus dem Französischen in's Deutsche auch fürchterlich gesündiget, dies aber doch lediglich durch Lohnschreiber, die keine Idee von den Feinheiten jener Sprache haben, und stümpernd ihr Handwerk betreiben. Wo geistig gebildete Männer sich an Verdeutschung bedeutender französischer Poesieen gewagt haben, werden wir stets ein tieferes Eingehen und Erkennen in den Gegenstand ihrer Bemühungen entdecken, und werden nur jenen Grad vollkommener Wiedergabe vermissen, der wahrscheinlich unerreichbar bleibt, weil der Geist der Sprachen ein grundverschiedener ist. Das gilt besonders von eigentlichen Chanson's, und zunächst von den kleinen Meisterwerken Bérangers, bei denen an Melodie und Refrain der geduldigste ausdauernste Fleiß auch derjenigen scheitern muß, denen sonst wohl ein eignes sangbares und in's Volk eindringendes deutsches Lied gelang. Ich habe mich jahrelang vergeblich abgemartert das wunderbar liebliche „Sois moi fidéle oh pauvre habit que j'aime etc.“ auf die vom Dichter passend gewählte Singweise in deutscher Sprache herzustellen. „Der Rund-

reim: „Mon vieil ami ne nous séparons pas“ machte Fleiß und Mühe zuschanden.

Daraus aber geht noch nicht hervor, daß man einen so tief innerlich-poetischen Ausspruch wie „denn das Leben ist die Liebe“ dermaßen trivial: wie „Vivre, c'est aimer“ verfranzösieren dürfte. Diese Uebersetzung verräth eine entschiedene Unfähigkeit sich in des Deutschen Seele zu denken. Herr L. scheint das selbst zu ahnen, denn er setzt verbessernd hinzu „litteralement: car la vie c'est l'amour!“ was noch plumper klingt.

Bei Béranger erinnere ich mich eines Ausspruchs aus seiner Biographie, den wir — ich meine die meisten deutschen Schriftsteller — uns zu nachahmender Befolgung sollten gesagt sein lassen und den ich deshalb hier anführe, obgleich er gar nicht hierher gehört.

„Ich habe in dem Rufe gestanden, fast alle Einladungen, die mir auch Seitens jener vornehmen Herren, welche liberale Ansichten hegten, zugegangen sind, entschieden auszuschlagen. So sagte ich dem verehrungswürdigen Rochefoucault-Liancourt, der mich gütig darüber zur Rede stellte: Herr Herzog, glauben Sie mir, es ist keine demokratische Ziererei, die mich abhält, Ihren Aufforderungen Folge zu leisten. Ich

erkenne, ſchätze die Ehre, welche Sie mir dadurch erweiſen; aber . . . . mein Wörterbuch iſt zu verſchieden von demjenigen Ihrer Salons. Bis ich erlernt hätte das Ihrige durchzuſtudieren und mir eigen zu machen, würde ich in Ihren Kreiſen nur albern oder ſtumm erſcheinen. Ich habe nun einmal die Gewohnheit bewahrt, mich den geſelligen Bräuchen und dem Ton derjenigen zu fügen, die ich beſuchte — immer mit dem Vorbehalte wegzubleiben, wenn die Umwandlung mir zu ſchwer wurde!"

Welche Weisheit! welche Lebensklugheit! Ach wie häufig bin ich noch in ſpäteren Jahren belehrt worden, ſie anzuerkennen, und ernſtlich zu bedauern, daß ich ſie nicht konſequent genug befolgt habe! Wie oft entwiſcht Demjenigen, der ſich nur noch ſelten in gewiſſe „Salon's" verirrt, ein oder der andere Ausdruck, welcher nicht in's „Wörterbuch" derſelben aufgenommen iſt!

Nicht wahr, meine Damen, dafür bin ich ein bisweilen Entſetzen erregendes Beiſpiel?

133.

— Aengſtliche, manchmal quälende Träume, von denen ich in jüngeren Jahren viel gemartert worden

bin, haben mit dem reiferen Alter und absterbender Phantasie fast gänzlich aufgehört. Dereinst waren es verfolgende Hexen, die mich in die Flucht jagten; oder Mordgreuel um mich her, an denen ich, wider Willen, Theil nehmen mußte. Blutige Kämpfe mußt' ich bestehen, bei denen ich, träumend, ungleich mehr Tapferkeit entfaltete, als ich, wachend, mir zutrauen möchte. Auch an geistigem Alpdrücken fehlte mir's nicht: Unbekleidet in Gesellschaft zu erscheinen — abreisen sollen, ohne die Koffers gepackt zu haben — Schulexamina durchmachen — Komödie spielen, ohne Rolle und Stück zu kennen. — Fliegen wollen mit niederziehenden Bleigewichten an den Beinen — und was dergleichen Traumfreuden mehr gewesen sein mögen. Am Längsten hielt von all' den schönen Dingen die Einbildung vor, an steilen Abhängen mit unbändigen Pferden hinzufahren, jeden Augenblick tödtlichen Sturzes gewärtig.

Auch das hat sich verloren und seitdem ich in's „hohe Alter" übergegangen, bringt ermattete Einbildungskraft höchstens noch einen vergessenen und verlorenen Stock oder Regenschirm zu Stande. Weiter versteigen sich meine peinigenden Träume selten.

Desto verwunderlicher mußte mich kürzlich (1866) ein scheinbar lang ausgesponnener, recht in's Einzelne malender Traum bedünken, in welchem der Buch-

stabe Ypsilon als lebendiges Wesen mir erschien, in einer Gestalt, die mich wahrhaft schaudern machte. Ich hatte in wachen Zuständen stets gewähnt, mit diesem anjetzo schier zur Ruhe versetzten Schriftzeichen auf dem besten Fuße zu stehn, weil ich zu den wenigen Menschen gehöre, die ihm noch einige Anhänglichkeit gönnen, und die, allen modernen Setzern zum Trotze, dem Zeitworte seyn konsequent diesen alten Unterschied vom Pronomen angedeihen lassen; — was mir, nebenbei gesagt, in manchen verwickelten Sprachsätzen für deutlicheres Verständniß recht förderlich erscheint. Gilt dieses mein Festhalten den Jüngern unserer Zeit auch als zopfig, und leistet man ihm keine Folge, so meinte ich doch ein gutes Gewissen gegen die herabgekommene Größe zu haben, von wegen ausdauernder Treue. So gut jedoch sollte mir's nicht werden. Das nackte, gabelförmige Ypsilon schnauzte mich furchtbar an:

Ich sei eben auch nur ein Maulheld, der sich begnüge „seyn" zu schreiben, der aber „sein" drucken lasse, in all' seinen Büchern! Hätt' ich doch sogar ein verderbliches Beispiel gegeben dadurch, daß ich an meinem eigenen Namen das althergebrachte, meinen Vätern gehörige — tey in ein unzurechtfertigendes — tei umgewandelt; wofür mir übrigens die gerechte Strafe nicht entgehen werde, da ich künf-

tige Erbschaften zu erheben, nach solcher Namenfälschung jegliches Recht verscherzt habe.

Darüber mußt' ich lachen, und das lachen erweckte mich.

134.

— Zu den schmerzlichsten Enttäuschungen, die mir in mehr denn fünfzigjähriger Wirksamkeit als Gelegenheits-Dichter und Sänger widerfuhren, darf ich eine zählen, welche dem einundsiebenzig-jährigen Greise aufgespart blieb. Am 22. März 1869 sollte der Geburtstag König Wilhelms von den Breslauer Justiz- und Regierungs-Behörden, welcher sich die Mitglieder der Universität anschließen, durch ein Festmahl begangen werden. Der damalige Oberpräsident der Provinz erwies mir die Auszeichnung mich als seinen Gast einzuladen; eine Gunstbezeigung um so höher anzuschlagen, als ich der einzige Nichtbeamtete in diesem ehrenwerthen Kreise war. Ich hielt es für Pflicht der Dankbarkeit, mich zur Einlieferung eines Festliedes anzubieten . . . allerdings unter der, vom anordnenden Comité eingegangenen Bedingung: es müsse meine Dichtung die einzige bleiben, welche bei Tafel gesungen werde. Zu dieser Bedingung veran-

laßten mich vielfältige vorhergegangene Erfahrungen, wie mißlich bei solchen Gelegenheiten der Wettstreit mehrerer Sänger ist, und wie jegliche Bevorzugung des einen oder des andern böses Blut macht; so daß man bisweilen fast wünschen möchte, durch Concurrenten besiegt zu werden, obgleich das eben auch kein angenehmes Gefühl giebt. Die von mir in Anspruch genommene und mir bewilligte Exclusivität hatte mehrfache Empfindlichkeiten rege gemacht bei Denjenigen, welche sich einem Wettstreite gewachsen hielten; das zeigte sich schon während mein Lied gesungen wurde in verschiedenen Physiognomieen und geflüsterten Bemerkungen. Für dergleichen hab' ich (leider!) scharfen Blick wie feines Gehör. Am deutlichsten und am lautesten jedoch gab seinen Groll ein Privat-Docent der Universität zu erkennen, ein Gelehrter, über dessen Vielwisserei widersprechende Urtheile umliefen, dem ich nicht nahe gekommen war, von dem ich nur als von einem oft unzurechnungsfähigen Trunkenbolde wußte. Dieser Herr gab am nächsten Tage eine, durch allerlei Lügen in die Zeitungen eingeschwärzte Erklärung von sich, worin er die ihm imputierte Autorschaft (denn ich hatte meinen Namen nicht abdrucken lassen) des Festliedes, als eine seiner unwürdige Zumuthung ablehnte; in einem Tone, der mehr an die Schnapskneipe wie an die Lehrkanzel

erinnerte. Das war denn doch den, durch seine Hinterlist getäuschten, Redaktionen zu stark und sowohl die „Schlesische" wie die „Breslauer" Zeitung wiesen den Unverschämten gebührend zurück. Dadurch ging jenes Lied, welches sonst gar nicht mehr, nachdem es seinen Zweck erreicht hatte, erwähnt worden wäre, in öffentliche Blätter über, verbreitete sich hier und da, gelangte auch nach Berlin.

Am 13. April empfing ich nachstehendes Schreiben:

„Ihr schönes Festgedicht zum Geburtstage des Königs, welches die Zeitungen veröffentlicht haben, hat Mich so erfreut, daß ich nicht umhin kann, dem Dichter meine volle Anerkennung für dasselbe auszudrücken. Augusta."

Niemals hatte ich in entferntester Beziehung zu Ihrer Majestät unserer Königin gestanden, wenn nicht Weimarische Erinnerungen, meinem Herzen theuer, dafür gelten könnten. Jene huldvolle, mir wie vom Himmel zufallende Aufmunterung machte mich kühn darauf zu erwiedern. Daraus schrieb sich nun eine lange Reihe wohlwollender, beglückender Kundgebungen unverdienter Theilnahme an meinen poetischen Bestrebungen; einer Theilnahme, welche getreulich fortdauert und mir die letzten Lebensjahre schmückt.

Diese Freude hab' ich eigentlich dem bösen Willen

eines neidischen Gegners zu verdanken! So wenig wissen wir arme Sterbliche, was uns gut und dienlich ist.

135.

— Schon längst fahnde ich auf ein Gedichtchen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Der Verfasser desselben ist ein Rechtsanwalt gewesen, der in Breslau durch seine bedeutende Praxis allbekannt, wegen seines Scharfsinns eben so geachtet als wegen seines Witzes gefürchtet war, und dessen tragisches Ende großes Aufsehn gemacht hat. Er lieferte zu Schall's Zeiten bisweilen geistreiche Aufsätze für die Breslauer Zeitung, von denen namentlich einer, an den berühmten Geiger Karl Lipinski gerichtet, entschieden zu dem Bedeutendsten gehört, was überhaupt jemals in dieser Gattung geschrieben worden. Seine sarkastisch-humoristischen Aeußerungen wurden wie zerstreute Goldkörner sorgsam aufgehoben. Ich habe des außerordentlichen, von geistiger wie körperlicher Kraftfülle überströmenden Mannes in den „Vierzig Jahren" mehrmals Erwähnung gethan.

Er hatte dereinst in übermüthiger Laune gewettet: es werde ihm gelingen, auf eine in gereimten Versen

abgefaßte Klageschrift an's Obergericht amtlichen Bescheid zu erreichen . . . was für unmöglich gehalten wurde, in Berücksichtigung des damaligen Chef-Präsidenten, dessen ganzes Wesen wahrlich nicht dazu angethan schien, auf dergleichen extravagante Scherze einzugehen. Vielmehr hätten sich alle Eingeweihte bereits darauf gespitzt, den schelmischen Advokaten mit einer gehörigen Nase abgefertiget zu sehen. Desto größer war das Erstaunen, als bekannt wurde, hochpreisliches Collegium habe sich bemüßiget gefunden, auf die Eingabe, die kein Wort zu viel oder zu wenig enthalten, gebührend zu decretieren.

Nach vielem vergeblichem Bemühen hat mir ein Curiositäten sammelnder Freund besagtes Schriftstück mittheilen können, wofür ich ihm dankbar bin. Es lautet folgendermaßen:

„Für den Grafen — — — hat
Der Schuhmacher Schneeweiß (?) in hiesiger Stadt,
Verschiedene Schuster-Arbeit verfertigt,
Die Zahlung aber vergeblich gewärtigt,
Die sich auf 23 Thaler in Münze belief.
Der Herr Graf vertröstete ihn bis er entschlief.
Er fordert die Zahlung nun aus der Masse,
Nicht aus der zweiten sondern siebenten Klasse,
Weil die Schuld länger als ein halbes Jahr
Vor der Concurs-Eröffnung entstanden war.
Sollte dies der Curator in Abrede nehmen,
Dann müßte er sich zum Eide bequemen,
Welchen Liquidant ihm deferirt,

Und, wird er zurückgeschoben, acceptirt.
Bittet um einen Termin zur Information
Und verharrt in tiefster Devotion"

. . . . . .

Ich sprach Oben von „tragischem Ende." An dieses sollte ich eine Reihe von Jahren nach des Ermordeten Tode auf erschütternde Weise gemahnt werden. Der bekannte und viel genannte Dr. Julius hatte auf einer seiner Studienfahrten durch verschiedentliche Gefängnisse Gelegenheit gehabt, einer Versteigerung beizuwohnen, in welcher zurückgelegte Aktenstücke als Makulatur an den Meistbietenden veräußert wurden. Darunter hatten sich diejenigen befunden, welche unseres schlesischen Landsmannes Mörder betrafen. Und da letzterer früher schon eine Mordthat verübt, und in Folge ärztlicher Bedenklichkeiten wegen „Zurechnungsfähigkeit" nicht mit dem Tode für die erste gebüßt, sondern so viel (wenn auch beschränkte) Freiheit behalten hatte, die zweite zu vollführen; — und da in der ersten Sache der frühere Kammergerichtsrath, spätere Kriminaldirektor Eduard Hitzig Decernent gewesen war, so erstand Julius den dicken Fascikel und brachte ihn seinem Gönner mit nach Berlin. Letzterer, wissend, daß ich zu dem Verstorbenen in näherer Beziehung gestanden, schenkte mir

das traurige Vermächtniß. An die dicken Akten war der Stiefelknecht geheftet, mit welchem der Mord geschah. —

Wie oft hab' ich die dunklen Blutflecke betrachtet! Waren die Tropfen, die sich da in hartes Holz einsaugt hatten, nicht lebendig und warm durch die Adern des hochbegabten Mannes geronnen, der mit ihnen das Leben verlor? . . . Und nun legten sie stummes und dennoch schreiendes Zeugniß ab von seinem gewaltsamen Tode!?

„Blut ist ein ganz besondrer Saft!"

136.

— Der russische Ministerresident in Hamburg, Herr von Struve, hat diesen wichtigen Posten ein Menschenalter hindurch verwaltet; nicht nur zur Zufriedenheit seiner Regierung, sondern, was viel sagen will, zugleich im besten Einvernehmen mit jener des kleinen doch bedeutenden Freistaates. Er betrachtete sich wie einen Bürger Hamburgs und wurde von den gebildeten Bewohnern dieser Weltstadt ebenfalls nicht anders betrachtet. Wissenschaftlicher Verkehr mit Gelehrten war ihm, der selbst als solcher galt, eben so unentbehrlich wie gesellig-heitrer Umgang. Sein Haus stand Jedwedem offen, der sich würdig zeigte,

es besuchen zu dürfen. Auch mir that es sich, bei mehrfachen Anwesenheiten, gastlich auf; und im Zeitraume von etlichen und dreißig Jahren ist mir nur eine Epoche erinnerlich, wo ich mich während längeren Aufenthaltes in Hamburg fern davon hielt . . . . . aus . . . . nun ich will mich dreist loben: aus Zartgefühl. Das war 1833 wo ich, auf „Gastrollen" umherzigeunernd auch dort spielte und den Kosciuszko im „Alten Feldherrn" öfters darstellte. Herr v. Struve hatte sich in seiner Eigenschaft als kaiserlich-russischer Staatsbeamteter bei Aufführung dieses verpönten Drama's regen müssen. Zwar hatte er dies, seinem Karakter getreu, auf die humanste Weise in einem formellen Beschwerdeschreiben an die Direktion des Stadttheaters gethan; hatte auch keineswegs weder verlangt noch erwartet, daß seinem Protest Folge gegeben würde; . . . aber ich begriff doch, daß es ihm peinlich sein müßte, mich unter solchen Umständen bei sich zu empfangen, und blieb bescheidentlich weg, was späteren Jahren keinen Eintrag that, sondern mir seinerseits anerkennenden Dank verschaffte. Von diesen „späteren Jahren" soll hier nicht die Rede sein. Ich will nur ein Ereigniß aus 1824 in mir auffrischen, auf welches mich neulich ein wilder Schweinskopf zurückführte (ein nachgebildeter), den einer meiner Gönner, zu seinem eigenen Erstaunen, als Geschenk erhalten.

Ja wirklich! Ein wirklicher, kein nachgebildeter Schweinskopf; ein wilder! Und nicht etwa ein für die Tafel schon zubereiteter; nein, roh, wie er aus dem wilden Walde kam, und doch bei Tafel!

Wir saßen an besagter, wohlbestellter Tafel, wenig Gäste, Herr von Struve, seine Gemahlin, zwei lieblich erblühende Töchter, und ich, der etwas schüchterne, sehr anspruchslose Fremde, der zum Erstenmale in diesem Kreise sich befand, und der mehr hörte, als mitredete.

Das lebhafte Gespräch ward unterbrochen durch das Aviso der Thurn und Taxis'schen Post, daß eine Kiste für Seine Excellenz angelangt sei, und zwar aus Eichstädt!

Es entstand lauter Jubel: „Das kommt von unserm Eugen."

Die Familie Struve war jüngstvergangenen Sommer mit dem ehemaligen Vicekönig Italiens, dem liebenswürdigen Herzog Eugen von Leuchtenberg, Fürsten von Eichstädt, bei längerem Aufenthalte in einem Heilbadeorte zusammengetroffen, und Herr von Struve hatte sich dem erklärten Lieblinge seines Kaisers Alexander herzlich angeschlossen, was Eugen Beauharnais herzlich entgegengenommen. Die jungen Töchter sowohl als Excellenz-Mama schwärmten für den humanen und umgänglichen Adoptivsohn eines nichts

weniger als humanen und umgänglichen, einst welt=beherrschenden, jetzt auf Helena grollenden Stief=vaters. Und die jüngere Tochter, Therese[1]), klaschte freudig in die Hände: „Das ist seine Büste, die Er uns schickt; Er hat mir's versprochen!" Der Kammerdiener ward beauftragt, sogleich zur Post zu senden und die Kiste rasch herbeizuschaffen. Unsere Erwartung war auf's Höchste gespannt.

Diese sollte nicht befriediget werden. Denn statt der gehofften Büste fand sich der Kopf eines wilden Ebers, eines kolossalen Einsiedlers vor. Herr von Struve hatte zufällig einmal gastronomisches Gelüsten nach solcher Speise geäußert, und dieser Aeußerung des Freundes hatte nun der gütige Herzog (wenig Monate vor seinem Ableben) noch gedacht.

Die Enttäuschung verursachte anfänglich einige Betrübniß, schlug jedoch bald in heitres Gelächter um.

Wie ich neulich davon, als von einem mir un=vergeßlichen Scherze, erzählt hatte, und etliche Stunden später die komische Scene mir nachsinnend wach rief, gerieth ich auf seltsame Gedankensprünge:

„Hätte Napoleon nicht besser gethan, seine Josephine

---

1) Therese von Bacheracht, als Schriftstellerin „Therese," später verehlicht mit Obrist von Lützow, (gegenwärtig als Ge=neral a. D. in Schlesien lebend) und als dessen Gemahlin auf Batavia gestorben.

nicht zu verstoßen, sondern ihren Sohn Eugen zu seinem Sohne und Erben zu ernennen?"

„Hätte der milde, kluge, edle Beauharnais Frankreich nicht glücklicher gemacht, schon bei Lebzeiten des kriegs- und eroberungssüchtigen Vaters, den es ihm, dem anerkannten Thronerben, gelungen wäre vom russischen Feldzuge zurückzuhalten?"

„Wäre das schöne, gottgesegnete Land nicht durch Eugen zur Einsicht gelangt, daß es ersprießlicher ist, nach Innen zu bilden, zu schaffen, zu ordnen, als nach Außen zu trachten?"

„Stünde dann nicht Alles anders in Frankreich und in Europa?" und so weiter?" . . . — Nein, das wäre zu schön gewesen für diese Erde. Statt Eugens Büste mußte ein Schweinskopf kommen!

137.

— Sie rümpfen verächtlich die Nasen, wenn sie von „leichter Lektüre" sprechen, die Herren Fachgelehrten. Das geht nur nebenbei auf Leser und Leserinnen; der Hauptschlag will die Verfasser unterschiedlicher Romane und „Unterhaltungs-Bücher" treffen. Dann bilden sie sich ein, sie hätten von ihrem Docententhrone herab vernichtende Blitzstrahle auf die armen

Erzähler geschleudert, deren Wissenschaft in Erkenntniß des Lebens besteht, und die ihr Bischen Weisheit weniger aus andern Büchern, als aus dem Umgange mit Menschen, aus Erfahrungen geschöpft haben. Es giebt vierlerlei hochmüthigen Dünkel auf Erden; der unerträglichste ward mir nicht selten jener von Kathedern ausgehende, weil er gerade Männer, die lehren, bilden, erziehen sollen, am wenigsten kleidet. Es ist gewiß höchst ehrenwerth, wenn der Gelehrte sich ausschließlich *seinem* Studium widmet, die besten Kräfte auf dieses richtet, sich um nichts weiter bekümmert, und mag er bei diesem ausschließlichen Streben nach Gründlichkeit sonst einseitig werden und theilnahmlos für andere Dinge . . . solche Einseitigkeit wird ihm zu Gute kommen, und denen, die von ihm lernen wollen nicht minder. Sie aber berechtiget ihn dennoch nicht, Alles gering zu schätzen, was nicht eben auf *seinen* Gartenbeeten, von ihm gedüngt und gepflegt, erblüht und Früchte anzusetzen versucht. Denn wie es Früchte giebt, die trotz ernster fleißiger Bemühungen und langer Ablagerung stets trocken bleiben, wenig Wohlgeschmack und Nahrung bieten, so giebt es auch andre, die nach gedeihlichem Wachsthum süßeren und erfrischenderen Saft spenden. Es kommt dabei viel auf den Boden, auf klimatische Einwirkung an. Den Grund, den Boden vertritt

bei'm Autor reiche Lebenserfahrung — das Klima wird vom produktiven Talente verliehen. Wo diese beiden sich vereinen, können Früchte gedeihen, die angenehm schmecken und zugleich dem Geiste, der Seele Nahrung zuführen. In ähnlichem Verhältnisse stehen streng-wissenschaftliche und sogenannte „leichte Lektüre" zu einander. Man kann aus geringschätzig betrachteten Romanen manchmal mehr lernen, kann das daraus Erlernte zweckmäßiger für's Leben benützen, als aus „schwerer Lektüre"; oftmals noch doppelt erschwert durch den Jargon, den viele Gelehrte sich aneignen zu müssen glauben, damit sie den gehörigen Dunstkreis von Respekt um sich verbreiten, der fast undurchdringlich wird für Jene, welche das Rothwelsch (z. B. der Herren Philosophen) nicht inne haben. Mir, der ich nichts davon verstehe, will's bisweilen vorkommen, als entspringe der überraschende Erfolg, den Arthur Schopenhauer der Masse ungeschulter Laien abgerungen hat, weniger aus dem was, als vielmehr wie er es vorträgt. Der Leser versteht ihn. Dafür zeigt sich der Leser gern erkenntlich. Viele Gelehrte dagegen bestreben sich recht unverständlich zu schreiben. Sie wollen's halt dem Leser so schwer wie möglich machen; dann sind sie sicher vor der Beschuldigung „leichte Lektüre" geliefert zu haben.

O Ihr Herren Professoren! Wie täuscht Ihr Euch nebenbei mit Eurem Aburtheilen über „leichte Lektüre!“ Habt Ihr all' die heißen Seelenkämpfe, die bittern Thränen, die reuigen Empfindungen, die edlen Vorsätze gezählt, welche eine der Menschennatur und dem Erdendasein aufmerksam abgelauschte Erzählung voll psychologischer Wahrheit hervorzurufen vermag? Auch eine minder bedeutende, wenn nur ehrlich gemeinte. Denn von niedrig gesinnten Büchermachern kann hier nicht gesprochen werden. Habt Ihr in Eurem Gelehrtenstolze, in Eurer Exclusivität die leiseste Ahnung davon? Keineswegs; Ihr wollt sie gar nicht haben. Ihr grabt (wie Goethe sagt) mit gier'ger Hand nach Schätzen, und müßt nicht selten froh sein, wenn Ihr Regenwürmer findet. Auf Regenwürmer beißen höchstens kalte Fische an, und diese auch nur bei trübem Wetter. —

Vorstehende Zeilen sind mir in die Feder, und aus dieser auf's Papier geflossen, fast unwillkührlich, unbewußt, da ich an einen selbst erlebten Auftritt mich erinnerte. Der mir befreundete (nun auch verstorbene) Buchhändler L. in Gräz kündete mir den Besuch eines alten Ehepaares aus irgend welcher kleinen Stadt an, welches über ein Buch mit mir sprechen wolle. Die biedern Leute hatten ihm, wie

er meinte, gar nicht „bücherlich" ausgesehen. Sie stellten sich wirklich ein und thaten mir kund: Ihr Sohn, ein sonst braver guter Mensch, sei der Trunksucht verfallen gewesen, habe seinen Beruf darüber oft vernachlässiget, und habe ihnen wie sich selbst viel Kummer bereitet, weil er sein Unrecht in reuigen Stunden wohl erkannt. Dem wäre zufällig, erzählten sie, ein „Lesebuch" in die Hände gekommen, worin ein Tischler „mitspiele," der, in Folge fürchterlicher Begebenheiten, den Vorsatz fasse: „nicht mehr zu saufen," und diesen Vorsatz glücklich durchführe. „Hat der's gekonnt, so will ich's auch können," habe der Sohn gesagt, habe sich ermannt, und lebe jetzt seit drei Jahren vorwurfsfrei, ohne Rückfall. Nun hätten sie, die Aeltern, in Erfahrung gebracht, daß der Verfasser des Buches „Ein Schneider" hier lebe, und deshalb hätten sie mich aufgesucht, um mir zu danken und mir einen Gruß des Sohnes zu bringen. —

Das war doch auch „Leichte Lektüre!" und gehörte zu dem (wie ich dieser Tage mit Betrübniß in der Schlesischen Zeitung gelegentlich einer Besprechung von Seb. Brands „Narrenschiff," gesagt fand): „einheimischen Romanschund."

138.

— Es werden täglich neue Erfindungen gemacht: mancherlei nützliche, mancherlei gleichgiltige, vielerlei unbrauchbare. Eine der für mich wünschenswerthesten und wichtigsten wäre eine Schreibmaschiene, durch welche altermüde, unsichere, oftmals gichtlahme Hände sich schriftlich mittheilen könnten, deutlich, leserlich, ohne in zitternden Fingern den Gänsekiel, oder die vermaledeite, kratzende, Schreibkrampf erzeugende Stahlfeder führen zu müssen. Auf diese Erfindung hab' ich so lange vergeblich gewartet, daß ich mich endlich darein gefunden habe, sie nicht mehr zu erleben. Ich kann sie auch entbehren, seitdem ich die ewige Schreiberei beseitige, und mich nur aufs Nothwendigste beschränke.

Was ich aber gern für meine letzten Tage genießen möchte, wäre eine Erfindung, welche unser Knopfsystem umstürzte und eine neue Praxis in diesem unentbehrlichen Zweige unserer Bekleidungsart herbeiführte. Ich frage: was ist des Menschen fortdauerndes Auf- und Zuknöpfen seiner Unterjacken, Westen, Hemden, Beinkleider, Röcke, Ueberröcke, Mäntel u. s. w. anders als ein täglich mehrmals wiederholtes Bemühen besagte Knöpfe zu mißhandeln, sie von den ihnen angewiesenen Plätzen loszutrennen, an ihnen zu zerren bis sie am letzten Faden hängen, Gefahr

drohend und endlich Verderben bringend, oft im letzten Augenblicke, eh' wir ausgehen müssen, wenn sie den hartnäckigen Angriffen keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen? Hat nicht Jeder unter uns armen Männern, von seiner ersten Hosenzeit bis zur letzten, mit diesen Leiden zu kämpfen gehabt? Was hilft's, daß man, — wie denn Noth beten lehrt, kann sie auch lehren sich Knöpfe selbst anzunähen — für äußerste Fälle Nähnadel und Zwirn bereit hält? Fingerhut nicht zu vergessen! Die Droschke steht unten. Es regnet stark. Der Kutscher will nicht warten, denn er hat anderweitige Bestellungen. Du stichst Dich unbarmherzig in die Finger, machst Blutflecke auf die Manschette; oder auch, wenn es ein am Frack bammelnder größerer Knopf ist, bricht die Nadel vom starken Drucke. Die Angst steigt mit jeder Secunde, mit der Angst steigern sich Hast und Ungeschicklichkeit . . . Das sind Freuden des Daseins!! Sie können Einem das Leben verbittern bis zur Idee des Selbstmordes.

O ihr Bekleidungskünstler, will denn Keiner von euch die ersehnte Hilfe bringen durch irgend eine geniale Erfindung, welche die Knöpfe ersetzt?

139.

— Juden und Jesuiten. — Ich denke hier bei letzteren nicht an diejenigen unter ihnen, mit denen ich mehrfach zusammengetroffen bin, die sich in belebtem Gespräche als geistvolle, vielseitig unterrichtete, weltkluge Männer bewiesen, und mit denen sich's bequem verkehrte, weil sie jedwede verständig vorgetragene individuelle Ansicht gelten ließen, ohne die ihrige aufdrängen zu wollen; Männer, welche eben so gut zu sprechen als zu hören wußten, wobei sie stets des Andern geistige Freiheit respektierten, oder zu respektieren schienen, was bei vorübergehenden Begegnungen fast auf Eins herauskommt.

Eben so wenig denk' ich an alte gläubige, wirkliche Juden, wie ich sie in meiner Jugendzeit kannte; noch weniger an mir nahe stehende jüdische Freunde, mögen dies noch lebende, mögen es längst-, mögen es jüngstbegrabene unter ihnen sein. Der letzteren Einer, der mir bis zum Tode ein sehr vertrauter geblieben, that einmal eine Aeußerung, die ich treu im Gedächtniß bewahre. Es war die Rede von Zerwürfnissen in einer Familie, und von einem zu deren intimstem Umgange gehörigen Manne, der sich bei ausgleichenden Versöhnungs-Versuchen kälter benommen, als von ihm erwartet worden. Da sagte mein alter Freund heftig aufbrausend: „Was wollen Sie

von dem Menschen? Er hat kein jüdisches Herz!" — Kaum war's heraus, so that ihm leid es gesagt zu haben, und er blickte mich fragend an, ob ich's, der ich doch auch kein Jude bin, etwa übel genommen haben könnte? Ich beruhigte ihn bald durch die Versicherung: ich hätte ihn und seine Meinung vollkommen verstanden, und wüßte zu würdigen, was er dabei empfinde.

Wie gesagt: an solche Jesuiten, an solche Juden denke ich nicht bei vorliegender Zusammenstellung. Mein Erstaunen richtet sich nach denen, die auf allerdings völlig verschiedenen Wegen sich dennoch in einem deutlich zu Tage tretenden Bestreben begegnen; im Bestreben die Weltherrschaft an sich zu reißen. Sie wollen unfehlbar werden; Jene vom Vatikan, Diese von der Börse. Die Mittel sind beiden gleich, wenn auch scheinbar höchst ungleich; bei beiden heiligen sie den Zweck. Beide wollen gründen, wollen auf ihre Gründungen fußend, die Staaten, die Welt beherrschen. Haben auch schon recht hübsche Anfänge gemacht. Schwindel treiben beide, jeder Theil nach seiner Weise; auf Dummheit, Leichtgläubigkeit, Vertrauenduselei fußen diese wie Jene. Die schwarzen Römer wirken freilich zunächst mehr durch Fanatismus, hinter welchem doch ebenfalls Habgier sich versteckt. Aber was ist endlich die fieberhafte Sucht über Nacht durch

Nichtsthun reich zu werden, auf Kosten Armer, als eben auch eine fanatische Raserei? Nur zu! Gehe Deinen Gang, Verderben! Darüber noch zu erstaunen bin ich schon viel zu alt.

Nein, mein Erstaunen wird hervorgerufen durch die sich täglich mehr bestättigende Wahrnehmung, daß zwischen beiden Parteien, die doch dem Anscheine nach feindselige sein sollten, sich neben der Herrschsucht, noch eine zweite Aehnlichkeit zeigt, die wahrlich auf den ersten Anlauf überraschen muß. Bei den jüdischen Geldmachern hat es mich schon früher gewundert, viele, ich möchte behaupten die meisten derselben, anti-monarchisch, republikanisch, ja völlig social-demokratisch gefärbt zu finden, da sie doch, mehr als sonst Jemand, um ihres eigenen Vortheils willen conservativ sein, und eine geregelte, den Besitz sichernde Staatsordnung wünschen sollten. Ich habe mir diese befremdende Erscheinung aus eitler Ueberhebung zu erklären versucht, die sich gegen Rang, Adel, Kirche, kurz gegen Alles richtet, was ihnen und ihren wachsenden Ansprüchen hinderlich dünkt. Nun bemerk' ich, daß auch die Verkündiger unfehlbarer römischer Geistes-Tyrannei Miene machen, sich den rothen Demokraten anzuschließen.

Darüber mußt' ich wirklich erstaunen.

Das Ding ist jedoch, durchschaut man's näher,

gar nicht so erstaunlich, wie es aussieht. „Nur Geschwindigkeit, keine Hexerei," sagen die Taschenspieler. Juden an der Börse, und Jesuiten — in Rom oder anderswo — wünschen Aufruhr, Umsturz, Veränderung, in der Zuversicht, daß beim allgemeinen Durcheinander in den Staatsküchen ihre Butter Oben schwimmen soll. Sie könnten sich täuschen. Sie vergessen, daß jede religiöse oder sociale Massenbewegung, wenn sie jetzt zu Stande käme, unübersehbare, ungeheure Dimensionen annehmen müßte, und daß sich dann über's Geschrei: „Nieder mit den bisherigen Regierungen" ein ihnen minder wohllautender Aufruf erheben könnte: „Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Juden! heraus mit dem Gelde!" —

Sie sollten sich's vorher noch recht ernsthaft überlegen. Und namentlich bei uns zu Lande, in Deutschland nämlich, sollten Juden wie Jesuiten Gott für die Freiheit, für die Sicherheit Dank wissen, die sie bisher genossen haben. Unterdessen wühlen sie im Stillen, ja sogar öffentlich unverdrossen weiter. Seltsam! — Kotzebue läßt in seiner Oper „der Eremit auf Formentera" den Schlußchor singen:

„Juden, Türken, Christen, Heiden
Wandeln ohne sich zu neiden
Hand in Hand in's Himmelreich!"

Auf unserm jetzigen Pfade in's Himmelreich des

Genusses, der Prachtliebe, des materiellen Ringens, dürften wir bald einstimmen — nur die Worte „ohne sich zu neiden" erwecken dabei vielleicht einiges Bedenken? — Wohl dem, der sich genügen läßt am „schlesischen Himmelreiche": Klöße, Schinken, Backobst; contenti estote!

140.

— Daß doch kluge Leute manchmal so entsetzlich dumm sind!

Nie tritt mir diese Wahrnehmung schärfer an's Licht als im Verhältnisse vieler „Herrschaften" zu ihren Dienstboten. Was wird von letzteren Alles verlangt! und wie wenig geschieht oft von Seite der Andern, ihnen die Erfüllung begründeter (oder auch unbegründeter) Ansprüche nur möglich, geschweige gar leicht zu machen! Ich weiß recht gut, und hab' es ja selbst mit angesehn und erfahren, wie schwer es in unserer Zeit geworden ist, gutes, sich bescheidendes, zuverlässiges und anhängliches Hausgesinde zu finden. Das liegt eben in dieser unserer Zeit! Dennoch, glaub' ich, könnte weit mehr geschehen für Milderung des Uebels, wenn die Dienstgeber nicht in egoistischer Blindheit so häufig vergäßen, daß Diejenigen, an

welche sie strenge Forderungen richten gleichfalls Menschen sind, wie sie! Daß auch bei jenen, und zwar gerade bei den besser gearteten Persönlichkeiten derselben, das Bedürfniß rege wird, in dem Hause, von dem ihre Existenz abhängt, sich einigermaßen Zuhause und heimisch fühlen zu lernen. Und darauf wird thörichterweise fast niemals Rücksicht genommen. Die armen Geschöpfe sollen alle wirthschaftlichen Pflichten erfüllen; werden dann, wenn sie am Heerde, am Ofen, am Scheuerfasse ihre Robott gethan, mit weiblicher Arbeit belastet; sollen nähen und flicken . . . das sind ihre Freistunden . . . sollen, wenn Madame und Fräuleins ihren Amüsements nachgehen, das Haus hüten; aber wer denkt daran, ihnen den Aufenthalt darin erträglich zu machen? Unter'm Küchentische, oder hoch oben an der Wand wie ein Schwalbennest klebend, befindet sich ihr Lager. Es ist ihnen kein Raum vergönnt, den sie den ihrigen nennen dürfen; es bleibt ihnen kein Zufluchtsort wo sie für sich allein, unbelauscht und ungestört sinnen, beten, weinen könnten. Die knickerige, aus herzloser Habgier hervorgegangene moderne Bauart unsrer neuen kasernenmäßigen Häuser, hat ja sogar gewisse unnennbare Gemächer, (die in sogenannten finstern Zeiten von unsern Vorfahren als abgelegene, wirkliche „Bequemlichkeiten" ihren Zweck erfüllend behandelt wurden)

der „Raumersparung“ wegen, zwischen Küche und Speisekämmerchen zu zwängen gewußt . . . wie sollte sie auf ein Stübchen für Köchin und Mägde Platz gefunden haben? „Diese Geschöpfe“ müssen den Tag über auf den Beinen sein, und die Nacht mögen sie zubringen, wo sich's just macht. Ist ihnen vergönnt in einem Verschlage unter'm Dache bei zehn Grad Kälte zu schlafen, und sich dort manchmal gründlich zu waschen, dann sind sie schon sehr bevorzugt, mag auch das Wasser im Steinkruge Eisrinden ansetzen.

Und an „diese Geschöpfe“ stellen sentimentale, oder frömmelnde, oder emanzipierte Herrinnen die Forderung häuslicher Ausdauer? Diesen will man's zum Verbrechen machen, wenn sie jede Gelegenheit auszureißen und sich umherzutreiben benützen? Wenn sie lieber mit einem Füsilier hinter der Hausthür flüstern, als dem gestrengen, durstigen Hausherrn die sehnlich erwartete Bierflasche eiligst füllen zu lassen sich anstrengen? Es giebt Ausnahmen. Ich kenne Familien ehemaligen Schlages, wo Sorge für das Wohlbefinden dienender Hausgenossen getragen wird. Familien von altem Geschlechte, mögen sie nun hochadelige, mögen sie hochbürgerliche Namen führen, oder mögen sie meinetwegen in beschränkten Verhältnissen ein stilles Dasein fristen . . . gleichviel; Familien, welche ihre Untergebenen wie zu ihnen ge-

hörig behandeln. Sie haben es nicht anders bei ihren Aeltern und Großältern gesehen. Sie bleiben conservativ. In solchen Häusern findet man nach zehn=, ja zwanzig=jähriger Abwesenheit noch dieselben Diener, Stubenmädchen, oder wenn die frühere Ge=neration bereits abgestorben ist, deren Nachkommen=schaft. Ja, es giebt Ausnahmen! seltne. — Denn im Allgemeinen . . .? Gewiß haben sich die Dienst=boten verschlechtert, aber die Herrschaften sind wahr=haftig auch nicht besser geworden. Und wie es scheint auch nicht klüger; sonst würden sie nicht zu ihrem eigenen Nachtheil herzlos handeln.

Auffällig ist mir besonders, daß gewöhnlich die eifrigsten Verfechter der „Menschenrechte," jene lautesten Vorschreier nach ungezügelter „Freiheit," jene Huma=nitäts=Lehrer und Gegner körperlicher Züchtigung für boshafte Frevelthaten, sich zugleich als mitleidlose Tyrannen gegen ihre Untergebenen zeigen. Wo ich am heftigsten für's Volk sprechen hörte, sah ich nicht selten schroffe Härte gegen dasselbe. Theorie und Praxis sind verschiedene Dinge.

Von solchen inkonsequenten Menschen läßt sich nicht sagen, was der Gentleman John Halifax gesagt:

„Die Weisheit und die Nächstenliebe muß im eigenen Hause beginnen. Laß' mich erst lernen in meinem Thale gut zu herrschen, meine Unter=

thanen weise zu leiten und zu beglücken, ehe ich mir anmaße den Staat zu regieren."

Denn John Halifax war keiner jener Philantropen, welche die ganze Welt zu beglücken versprechen, ausgenommen ihre nächste Umgebung. Die mag sehn wie sie durchkommt!

Auch der Historiker Johannes von Müller sagt ein dahin einschlagendes treffendes Wort: „Im Staate, wie in den Wissenschaften, sind Abhandlungen allgemeinen Inhalts nicht die wichtigsten und nützlichsten. So sind die bessern Bürger nicht die Raisonneurs über alle Staatsgeschäfte, sondern diejenigen, welche in ihrem Comptoir, in ihrer Werkstatt, in ihrem Kabinette, ihrer Person und ihrer Familie Wohlstand und Wohlergehen befördern."

141.

— „Die Dunkelstunde!" — Welche Fülle von sanftem Schmerz und stiller Freude erweckt dieses einfache Wort im Gedächtniß alter Menschen! Die größere Hälfte des kurzen Tages ist vorüber. Du hast gethan, oder doch zu vollbringen Dich bestrebt, was Dir als Arbeits-Pflicht Dein eigner Wille, wo nicht eiserne Nothwendigkeit auferlegte. Du darfst Dir

einige Ruhe gönnen, bevor die müden Augen wieder in den Dienst gezwungen, den Lichtstrahl blendender Lampe erleiden müssen. Du hast wohl gar ein kleines Lustfeuerchen im Ofen angelegt, dessen Knistern und Rauschen die Dämmerung um Dich her belebt. Es gelingt Dir aus den Plagen der Gegenwart, aus den Sorgen für die Zukunft zu flüchten, und Dich Vergangenem, halb Vergessenem zuzuwenden mit allen Kräften Deiner Seele. Du rufst die Bilder, die Dich dann umschweben, nicht erst empor aus der Tiefe, in welche sie Dir versunken gewesen. Sie steigen freiwillig auf gleich Schatten, namenlos, fast ohne Gestalt, gewinnen nur dann erst Form und Farbe, wenn Du versuchst sie festzuhalten. Dann zeigt sich ein Antlitz, Dir einst vertraut, im Laufe der Zeit fremd geworden, lächelt Dich an — wehmüthig — düster — fröhlich — Du erkennst es, Du nennst es, und seine Augen leuchten Dir gleich zwei Sternen aus dem Dunkel der Nacht. Nun beginnt ein Gewimmel vereinzelter Funken, deren jeder eine Erinnerung wird, die sich vereinen zu heller Flamme, die wieder auseinander stieben und sich zertheilen, ein Gaukelspiel wie's ganze Erdendasein.

Fast immer sind es nur Verstorbene, die zur Dunkelstunde sich einfinden. Selten Einer, der noch hienieden verweilt. Und sonderbar, je länger sie schon tod

sind, desto lebendiger treten sie hier auf. Aber auch kürzlich Begrabene, haben sie einmal den Moderstaub ihrer Gräber abgeschüttelt, machen früheres Anrecht geltend, gebehrden sich wie wenn sie uns gestern erst beim Weggehen zugerufen hätten: auf Wiedersehen. Und auch diese zeigen sich meistentheils nicht, wie wir sie zuletzt erblickten, in reiferem Alter; nein, sie kommen, wie sie sich uns dereinst dargestellt haben, in der ersten Blüthe ihrer Jugend.

O ist er auch da, der schwarzlockige, gluthaugigte, schlanke Gesell, der unter scheinbarem Phlegma, unter männlich ruhiger Würde, so viel jugendliches Feuer, so raschauflodernde Wildheit verbarg?

Er steht vor mir, nicht anders als vor achtunddreißig Jahren, da er sich bei mir meldete, mit der Bitte: ich möchte ihm, der sich der Bühne widmen wolle, kleine Rollen in meinen Komödien anvertrauen! Er sprach wenig, nur das Nothwendigste, sehr gemessen, zurückhaltend, kein Vertrauen weder zeigend, noch erweckend. Ich entließ ihn mit hinhaltenden, leeren Redensarten, erkundigte mich nach ihm und erfuhr, er sei nichts als eine schöne Statue, kalt, ohne Spur von Darstellungstalent. Man hab' es wohl, eben seiner ausgezeichneten Erscheinung halber, hier und da mit ihm versucht; überall sei er, als völlig unbrauchbar, wieder fortgeschickt worden.

Das genügte, und ich bekümmerte mich weiter nicht um ihn. Wie er dann späterhin sich abermals meldete, wußte ich, um sein dringendes Verlangen los zu werden, keinen andern Rath, als daß ich ihm ehrlich sagte, was ich über ihn vernommen. Er lächelte spöttisch: Ja ich weiß wohl; das ist halt die Angst die mich überfällt, wann ich reden soll!

— Wie können Sie, bei solchem Hinderniſſe, die Absicht festhalten, Schauspieler werden zu wollen?

— Macht nix! Ich will die Angst schon besiegen!

Das sprach er aus innigster Ueberzeugung.

Ich griff nach dem nächsten Buche was ich zur Hand hatte. Es war Lessing's „Nathan." Ich schlug, rein zufällig, die Scene des Tempelherrn (Act II. Auftr. 5) auf und hieß ihn laut lesen. Er hatte kaum begonnen, so ging auch schon die wundersamste Veränderung mit ihm vor. Die Statue belebte sich, die Augen redeten mit, der Wiener (schier lerchenfelder) Dialekt wich vor einer erstaunenswerthen reinen hochdeutschen Aussprache, und der Klang seiner Stimme . . . . ich wüßte nicht, sowohl früher als später, ein gleiches Sprachorgan voll Kraft und Biegsamkeit gehört zu haben. Es war Musik. Ich will nicht behaupten, er habe die ihm durchaus fremden Lessing'schen Verse scharfsinnig durchdrungen, (das

wäre auf den ersten Anblick ohnehin unmöglich gewesen!) aber ich vernahm keinen falschen Accent, und der ganze Vortrag durfte für natürlich, verständig, wohllautend gelten. Ich riß ihm das Buch weg und schrie ihn an: Mensch, das ist nicht möglich; bei solchen Gaben und Mitteln, wie Ihnen die Natur verliehen, müssen Sie's zu einem vortrefflichen Schauspieler bringen, wenn Sie nur einigermaßen den Willen haben und fest halten. Das Lampenfieber wird sich schon legen! — Dabei blieb's. Der Unternehmer unseres Vorstadttheaters übertrug mir die Führung des gleichfalls ihm zugehörigen Geschäftes während der Saison in Baden und ich erstritt dem ringsumher mit geringschätzigem Zweifel betrachteten Eindringling, nicht ohne Mühe, eine kleine Sustentationsgage. Von allen Seiten hörte ich: „Mit dem heißt's nix!"

Der erste Versuch schien das bestättigen zu wollen. Vor Beginn des alten Lustspiels „Jurist und Bauer," worin der Debütant sich in einer ganz kleinen Partie versuchen sollte, meldete man mir in die Garderobe, Er liege draußen auf dem Hofe, von heftigem Brustkrampf ergriffen. Er wurde nach seiner Wohnung getragen, ein Andrer (irr' ich nicht, der beliebte Lokalkomiker Rott) trat rasch für ihn ein — denn beim Theater ist's wie in der Schlacht: wer fällt,

bleibt liegen, und immer vorwärts! Als ich den Kranken nach der Vorstellung in seinem Gartenhäuschen aufsuchte, schon darauf gefaßt, einen halb Todten unter ärztlicher Pflege zu sehen, fand ich ihn herzhaft arbeitend über der zweiten selbverordneten Portion „Gulasch mit Knedeln!" Ja was ist denn das, fragte ich höchlichst erstaunt; ich denke Sie liegen im Sterben? — „Was nicht noch? Jetzt ist mir schon wieder gut; es waren nur die „Aengsten!"

Hier kam es also darauf an, ein leeres Schreckbild, einen Popanz der Phantasie zu verscheuchen. Und diese Aufgabe hab' ich mir gestellt, und habe sie, was mich heute noch freut, glücklich gelöset. Ich gab dem jungen Menschen die Partie des Studenten in weiland Kotzebue's „Verbanntem Amor, oder die argwöhnischen Eheleute" zu lernen; ein nicht umfangreiches aber ganz dankbares Röllchen, hütete mich jedoch einen Termin der Aufführung zu bestimmen. Am Tage, wo die Huldigungsfeierlichkeiten für Kaiser Ferdinand in Wien anberaumt wurden; wo unser Badener Logenpublikum nicht nur, wo auch sonst Jedweder gen Wien zog, dessen Börse (Porte-Monnaies gab's glaub' ich noch nicht) für einen Platz im „Stellwagen" ausreichte; wo folglich auf ein entschieden leeres Haus zu hoffen war, setzte ich meinen „Verbannten Amor" an. Vor den paar Leuten (es

mögen sich Alles in Allem zehn bis zwölf Seelen im Parterre befunden haben) werden Sie sich doch nicht „ängstigen?" fragte ich meinen Patienten, der wie ein zur Höllenstrafe Verdammter die Räume hinter den Kulissen auf- und abstampfte. Er blieb mir die Antwort schuldig und ich merkte wohl, daß es furchtbar in ihm arbeitete. „Es sind lauter Freibillets" flüsterte ich ihm als letzten Trostspruch nach, indem ich ihn zu seinem ersten Auftritt hinausschob. Wahr und wahrhaftig, es ging; schlecht genug, freilich, denn er blubberte statt zu sprechen, die Stimme schlug bisweilen zitternd um, aber dennoch brachte er, was er zu sagen, fast verständlich heraus. Die Wüstenei zwischen, vor, hinter den öden Bänken hatte ihm Kraft verliehen. Im zweiten Auftritt, wo der liebende Studiosus einen Gärtner zum Vertrauten macht, schlug das Gefühl einigemale hörbar durch, und meine Freibillettler schwangen sich zur Aeußerung einer Beifallsspende empor, die zwar sehr dünn ausfiel . . . hatt' es doch geklascht und ein Surrogat für Applaus abgegeben. Von diesem Abende an war die Angst verschwunden; wenigstens in so weit, daß sie, nicht mehr hemmend, jede Regung eingeborenen Talentes zu unterdrücken vermochte. Denn ganz frei vom Lampenfieber ist er wohl niemals geworden; wie das denn auch nach meiner Ansicht ein wirklich

Berufener niemals werden darf und soll. Ohne solche Aufregung kann ich mir keine künstlerische Anregung denken. Es war jetzt wie wenn ein dämonischer Zauberbann, durch höheren geistigen Einfluß gehoben wäre. Nun ging es unbehindert weiter. Nach wenigen Wochen schon konnten wir uns an das, speziell für den Lehrling eingerichtete, modernzugeschnittene Hagemannsche Schauspielchen „Leichtsinn und gutes Herz" wagen, und in diesem gewann sich mein Schüler mit seiner alle Herzen durchdringenden Gewalt lauten, stürmischen Beifall. Mir tönen in der Seele heute noch die Worte nach, wo der leichtsinnige Sohn, der seinen Vater an den Bettelstab gebracht, den Entschluß faßt, sich einem ihm feindseeligen Werbeoffizier zu verkaufen, um dadurch den alten Mann vor der Schuldhaft zu retten, und wo er sich, Schildwacht stehend, den spöttischen Blicken eleganter Spaziergängerinnen, denen er den Hof gemacht, vorahnend ausgestellt sieht. „Was werd' ich dabei empfinden?" fragt' er. „Mag's doch," setzt er hinzu, „der Tag wird vorübergehen, die Nacht wird heraufziehen mit ihren Sternen, ich werde des guten Vaters gedenken, und in den Sternen werd' ich meine Vergebung lesen!" Ich vernehme, wie gesagt, den Nachklang jener Worte in stiller einsamer Dunkelstunde, und wie sie damals

Hunderten Thränen entlockten, so gehen mir bei der Erinnerung die Augen über.

Nach Wien mit der Truppe zurückgekehrt, brachten wir „Shakspeare in der Heimath" auf die Bretter. In diesem Drama war Heinrich Lord Southampton für ihn, für sein wundervolles Organ berechnet und geschrieben, so sorgsam wie nur jemals ein Komponist für die Stimme eines begabten Sängers geschrieben haben kann. Die in die Handlung des Drama's verwebte Rede Königs Heinrich des Fünften vor der Schlacht bei Agincourt, gelang ihm so außerordentlich, daß nach dem Schlusse derselben die Worte des alten John Shakspeare: „Ich dank' Euch; das war schön!" — durch wiederholte Beifallstürme ihre Bekräftigung fanden. Im Verlaufe kaum eines Jahres hatte sich der „überall zurückgewiesene und fortgeschickte lange Peppi" umgewandelt zu einem anerkannten Talente ersten Ranges, welches unter dem Namen Josef Wagner seine vielversprechende Laufbahn einschlug. Diese hat ihn gen Pest geführt, und als ich, nach längerer Abwesenheit von Wien vier Jahre später wieder dort einkehrte, fand ich ihn bei einem Ausfluge nach Ungarns Hauptstadt, wo er beim deutschen Stadttheater den Platz des ersten jugendlichen Helden ausfüllte, zu des leicht erregbaren Publikums jauchzendem Entzücken. Zu dem meinigen

nicht. Zwar blieb ihm noch immer eigen, womit höhere Mächte ihn so günstig und freigebig ausgestattet, aber Haus zu halten mit seiner Gaben Fülle verstand er nicht. Er verschwendete in jeglicher Beziehung aus dem Vollen. Er war, ich will's nicht leugnen, eine Art von „Kouliſſenreißer" geworden, wozu die Verführung in jenen Umgebungen sehr nahe lag, weil jede heftige Kraftäußerung, auch die unkünstlerische, übertriebene, jubelnde Zustimmung fand. Ich habe aufrichtig mit ihm darüber geredet; er hat herzlich hingenommen, was ich ihm darüber bemerkte; dabei ist's denn auch wohl geblieben. Zu Wagners Glücke kam damals der neue Unternehmer des Leipziger Theaters, Dr. Schmidt, während seiner großen Jagd auf gute Mitglieder nach Pest und brachte, als artistischen Beirath einen erprobten Kenner, einen tüchtigen Akteur aus älterer Schule, einen Lehrer, der nicht allein durch Lehren, der zugleich durch Beispiel wirken und Vorbild werden konnte, — brachte Heinr. Marr zur Begleitung mit. Sie legten ihre Hände auf Josef Wagner und holten sich ihn nach Leipzig. Darf ich mir nachrühmen den Jüngling, dem niemand auch nur die geringste Befähigung zutrauen wollte, gleichsam entdeckt, und seine ersten schwankenden Schritte auf die Bretter gefördert zu haben, so gebührt unserm nun

verstorbenen Freunde Marr der bei Weitem größere Ruhm, den jungen Mann vom Irrwege handwerksmäßiger Effektmacherei auf den richtigen Pfad geleitet und für seine künstlerische Ausbildung das Beste gethan zu haben, indem er ihn denken, prüfen, Maaß halten lehrte. Es muß überhaupt bei der Leipziger Bühne unter Schmidt's und Marr's Führung ein hübsches geistiges Streben gewaltet haben. Dort hatte denn auch Laube Wagner'n kennen, erkennen gelernt, und ihn nicht aus dem Gedächtniß verloren; denn wie er (Laube) nur zum Direktor des Wiener Hofburgtheaters berufen war, berief er bald den Leipziger „Peppi," der mittlerweile eine Zwischenstation in Berlin gehalten hatte.

Und da stand nun Josef Wagner auf dem ersten Theater Deutschlands, in der Residenz, die, obgleich seine Vaterstadt, nichts von ihm hatte wissen wollen, da er ein achtzehnjähriger Bursche bei den kleinsten Truppen im Umkreise Wiens vergeblich um ein Plätzchen gebeten hatte und überall mit hartherzigem „Zurück!" verscheucht worden war. Wie mußte ihm zu Muthe sein, wenn er nun, im vollen Genusse reichster allgemeiner Gunst Denjenigen begegnete, die den ersten Beweisen seines unverkennbaren Berufes, höhnisches, vielleicht neidisches Achselzucken entgegen

gestellt hatten? Dennoch hat er sich niemals überhoben; hat sich stets bescheiden gezeigt; auch nie mit seinen Erfolgen geprahlt. Er war überhaupt ein großer Schweiger, ließ sich Alles abfragen. Desto aufmerksamer und theilnehmender wußte er zu hören.

Eigene Empfindungen hat mir eine Aufführung des Nathan gemacht, wie ich im Jahre 1849 denselben Menschen als Tempelherrn im würdigsten Karakter dieser Aufgabe, in der Fülle männlicher Schönheit und Kraft, die goldnen Verse sprechen hörte, die der verzagte Anfänger im Jahre 1834 mir ängstlich vorgesagt, und aus deren Rezitation ich dennoch damals schon den künftigen Künstler vorgeahnet hatte. Er articulierte sicher, blieb auch im Affect Herr seiner Mittel, entwickelte die volle Macht der Rede, getragen durch metallreiche, sonore Sprache aus tiefster Brust. Er war in Haltung, Gebehrde Mienenspiel ein geborener Heros. Gleichwohl neigte sich sein Wesen, oft ihm unbewußt, zur elegischen Klage hin, die ihm zumeist gelang. Was z. B. in seinem „Hamlet" Schmerz, Wehmuth, innigste Trauer, kindliche Liebe war, das ergriff unwiderstehlich, und die Ausbrüche dieses hinreißenden Gefühls beim ersten Anblick des Geistes übertrafen Alles bisher Vernommene. Dagegen vermißte ich den Humor, mit

welchem der philosophierende Königssohn vom Dichter so reich ausgestattet ist. Nicht so wohl den bittern, sarkastischen, für welchen er etwa den richtigen Ton traf; desto mehr aber den leichten, flüchtigen, ironisch, doch scherzhaft spielenden. Auch bemerkte ich, daß manche dahin einschlagende Stellen gänzlich in seinem Vortrage fehlten. Als ich darüber später einmal mit Marr, der ihm die Rolle in Leipzig eingeübt, in's Gespräch gerieth, erklärte dieser: „was Einer nicht in sich hat, kann er nicht von sich geben; ich hab' ihm Einiges aus der Rolle gestrichen." — Und diese Ansicht fand ich bestättigt, als ihn mir Laube mit dem „Coriolan" zuschickte, daß ich über diesen gran=dios=ungebehrdigen römischen Aristokraten dem jüngeren Manne meine Meinung sagen und, wie dereinst zum Schüler, so jetzt zum Meister sprechen sollte. Der lustige Spott, den der um's Consulat bittende Held mit den „Stimmen" treibt, mit den tief=verachteten „süßen" Stimmen, war dem gewaltigen Darsteller, der Alles gründlich=ernst nahm, nicht einzuhauchen.

Uebrigens ist er unverändert der treuherzige, dank=bare, anhängliche Freund geblieben, bis an's Ende.

Er hat mich einigemale in Steiermark heimge=sucht auf seinen Ferienreisen. Wir haben viel mit=einander durchplaudert . . . und durchschwiegen. Das schwatzen hab' ich besorgt, das schweigen Er.

So war's auch in der heutigen Dunkelstunde. Nun ist sie vorüber. Vorüber, wie die ganze lange Vergangenheit. Vorüber . . . —

Nun brenne, Lampe; verbreite den scharfen Geruch Deines Steinöls; leuchte der Gegenwart, beleuchte den Jammer des Greises, der all' seine Todten nur noch in einsamer Dunkelstunde bei sich empfängt.

142.

— Und noch einmal die lieben weltbeherrschenden Eisenbahnen! Es finden sich in meinen Mappen vielerlei Papierschnitzel, voll geschrieben mit schüchternen Seufzern verschiedentlicher Schriftsteller. Ich weiß nicht wie diese heißen, doch ich seufze mit ihnen, während ich mich stillschweigend und ehrerbietig der eisernen Nothwendigkeit füge, . . . wie alte müde Menschen sich der Zeit überhaupt zu fügen haben in Allem. Gefallen mir doch nicht die unzählbaren Parlaments-Reden und deren Abdruck. Gefällt mir doch nicht die Aufhebung der Wuchergesetze und der Schuldhaft, so wie der medizinal-polizeilichen Ueberwachung sammt daraus hervorgehender frech-wüthender Kurpfuscherei. Gefällt mir doch nicht die Freigebung der Theaterkonzessionen; nicht die bedingungslose Frei-

zügigkeit, die alles arbeitsscheue Gesindel nach größeren Städten lockt. Gefällt mir doch nicht das Vorwalten philantropischer Justiz, welche mit Messerstichen freigebige Bestien, so wie ihre Kinder bis auf den Tod mißhandelnde Mütter unter „mildernden Umständen" zu kurzer Gefängnißhaft begnadet, oder auch frei spricht! Diese Dinge liegen im Geiste der Zeit; sie müssen so sein; reihen sich in unerbittlicher Folge an einander; und wem sie nicht behagen, der mag sein Bündel schnüren und weiter ziehn: Er gehört nicht mehr in die Gegenwart. Zu letzterer soll er sprechen wie jener alte Bettler in der Gegend von Ziebingen zu Ludw. Tieck gesprochen: „Verzeihen Sie nur, daß ich noch immer lebe!"

Ich darf auch nicht undankbar sein gegen die Schienenwege. Auf einer nothwendig raschen Fahrt aus Steiermark nach Hamburg hab' ich solch zauberhaft schnelle Beförderung wohl schätzen gelernt. Aber das sollte keine Reise zum Vergnügen vorstellen. Es war eben ein Zwang. Damit suchte ich mich zu trösten über die nicht ergötzliche Rolle eines willenlosen Frachtstückes, welche ich da spielen mußte; welche vielmehr mit mir gespielt wurde. Daß ich wie gerädert und betäubt in Hamburg anlangte, will ich nicht leugnen. Wer Nerven hat, kennt die Empfin-

dung. Es geht andern Leuten wie mir. Hören wir ihre Klagen:

A. Zum Conducteur der Diligence (oder Schnellpost) sagte man: „Hier, trinken Sie ein Glas mit uns, und gönnen Sie uns noch einige Minuten!“ — Den Führer des Eisenbahnzugs erblickst Du nicht; der bleibt Dir unsichtbar in seiner Majestät. Er weilt da Vorn, auf der andern Seite, als Herrscher zwar, aber doch als Sklave seines Dienstes; Ein denkendes Wesen zwar, nichts desto weniger zugleich eine gedanken- und willenlose Uhr, welche den Befehl der Abfahrt ertheilt, sobald er selbst die Stunde schlägt.

Im Posthofe umgaben Dich nur Verwandte und Freunde, Dir Lebewohl zu sagen. Auf dem Bahnhofe wimmelt es von gaffenden Müßiggängern, die Dich anstarren. Du wirst zum Gegenstand öffentlicher Neugier, Du wagst nicht vor Fremden vertraulich zu reden, nicht gerührten Abschied zu nehmen, nicht zu weinen vor jenen gleichgiltigen Zeugen, die Dich höhnisch verlachen.

B. ꝛc. Einer der Vergnügungszüge, die man mit bittrer Ironie als solche bezeichnet: Ein wildes Menschengewühl; die Männer „angeheitert,“ die Frauen laut klagend und kreischend; die Kinder wei-

nend vor Müdigkeit, oder in Folge übermäßigen Genusses von Pfefferkuchen und Bier sich . . . . . Ein Vergnügungszug!

C. Man befand sich ganz wohl mit dem „Vetturin," hübsch eingewickelt in den Mantel, das Gesicht angeweht und erquickt von der frischen Luft. Solch' ein Zustand zwischen wachen und schlafen hat große Reize. Man träumt und bleibt dabei Herr seiner Gedanken. Man blickt zurück nach der Heimath, die man voll heitrer Ungeduld verließ, und nach der man sich vielleicht schon wieder ein wenig sehnt. Man umgiebt sich mit den Freunden, deren Werth die Entfernung steigert; man gedenkt vor Allen der theuren Abwesenden, die wir auf Erden nicht mehr wieder sehen sollen, die wir im Geräusch der Welt allzu oft vergessen haben. Nichts beruhiget, nichts erquickt die Seele angenehmer, sanfter, als solcher Einblick in's Vergangene, während die Leidenschaften schweigen. Diese Stunden, welche Reisende von Metier „verlorene" zu nennen pflegen, waren vielleicht die einzigen im Leben, wo man wirklich lebte!

Damit ist's vorbei seitdem wir vom Dampfe getrieben durch die Welt rasen.

143.

— „Was sind Ihre theuersten Cigarren, Herr G.?" fragte einstmals den Inhaber einer sehr geschätzten Berliner Firma der leichtsinnigste Verschwender und Schuldenmacher unter meinen Bekannten. Worauf Herr G. erwiederte: „Meine feinsten Cigarren kosten sechs gute Groschen das Stück; das sind die theuersten die ich führe, es müßte denn durchaus Jemand auf noch theurere versessen sein!"

Das ist lange her. Seitdem hat sich der Fortschritt auch in diesem Gebiete geltend gemacht, und ich mußte an jenes jungen Berliners üppige Frage denken, als ich neuerdings in Zeitungen die Anzeige einer herrnhutischen Tabackshandlung las, welche Cigarren, das Stück zu Einem Thaler ausbot!

Ob es Prasser geben mag, die in sträflichem Uebermuth auf solche Preise eingehen? Warum nicht? Wer vorher weiß, daß er seine Schulden nicht wird bezahlen können, dem kommt's auf höchste Preise nicht an. Darf er sich doch dann rühmen, die „beste, d. h. die theuerste Waare" zu rauchen! Wahrscheinlich ist die Prahlerei auch das Beste am Genusse des sogenannten Besten, denn gar so groß, dächt' ich, könnte der Unterschied zwischen der siebeneinhalb- und der dreißig-Silbergroschen-Cigarre nicht sein? Worin sollte die Steigerung des Genusses liegen?

Möglich zwar, daß mir dafür die gehörige Bildung der Zungen- und Nasen-Nerven fehlt, und daß ich nichts davon verstehe! Ein Mangel an Verständniß, dessen ich mich freue. Der Geschmack ist „Gustosache," versicherte gelegentlich ein junger „Modist" (auf deutsch Schneidergesell) aus Illyrien. Ich stelle mich zufrieden mit Glimmstengeln, von denen das halbe Hundert einen Thaler kostet. Aber ich bleibe sie nicht schuldig, was allerdings „sehr ordinair" sein mag. Es hat denn Jedweder seine Schrullen. So ich, was pünktliches Bezahlen anlangt. Mir wird nicht geschehen, was dem verstorbenen Doctor S. geschah, nach dessen Tode einige Freunde zusammen traten, um eine Subscription zu eröffnen, aus deren Ertrag die hinterlassenen Schulden des plötzlich Verblichenen ausgeglichen werden könnten, damit seines Namens Ehre gerettet sei. Ein Spaßvogel schrieb auf die Liste: „Wie ich den Abgeschiedenen kannte, war ihm nichts so zuwider als Schulden bezahlen. Folglich trag' ich nichts bei; weshalb sollt' ich ihm noch im Grabe den Aerger bereiten helfen?"

Meine Gönner dürfen sicher sein vor derlei postumen Ansprüchen. Aber das gehört nicht hierher. Ich hab' in diesem Augenblicke an einen spaßhaften Auftritt gedacht, dessen Zeuge zu werden mir im Jahre 1840 gelang. Wer in jener Zeit durch Tilsit nach

Rußland ging, oder aus Rußland kam und daselbst, wenn auch noch so flüchtig verweilte, hat zuverlässig Gelegenheit gesucht und gefunden das gastfreie Haus des damaligen Königl. Oberpost-Direktors Nernst zu betreten, wo der Reisende, sobald er sich nur einigermaßen aufnehmbar zeigte, gütiger Aufnahme stets gewiß sein durfte. Die Familie des lebens-frohen und allgefälligen Mannes bewohnte die obere Etage, welche zugleich für zeitweiligen Empfang kaiserlicher und königlicher, auf der Fahrt von und nach Petersburg begriffener Herrschaften eingerichtet war. In den unteren Räumen waltete außer dem Beamten-Personal, der Chef desselben, der ein großes Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer inne hatte, dessen Mitte von einem riesenhaften Billard einge-nommen wurde, damit der Ankömmling, aus Wind und Wetter wie mit einem Zauberschlage sich gleich in behagliche Atmosphäre versetzt und heimisch fühlen möge. „Wer nennt die Völker, zählt die Namen, die wandernd hier zusammen kamen?“ Nernst's Ge-selligkeitstrieb war so vorherrschend, und er brachte, wenn's irgend möglich war, so gern Gäste in den ersten Stock mit hinauf, daß den Oben waltenden Damen des Guten manchmal schier zu viel wurde. Weshalb ich denn auch in einem Gelegenheits-Schwank, den wir zur Feier seines Silber-Hochzeits-

festes dort aufführten, die Strophe anbrachte (nach der Melodie des Extrapost=Signales):

„Und tönet das Posthorn durch Sturmes Gebraus,
Gleich steckt Er das Antlitz zum Fenster heraus,
Für Reisende öffnet sich gastlich sein Haus,
Da hört man ihn fröhlich entgegen schrei'n:
Immer 'rein, immer 'rein, immer 'rein!" [1])

So begab sich denn auch, daß eines Nachmittags, da wir, Er und ich, uns in amerikanischen Schaukelstühlen wiegend, Kaffee schlürfend, Cigarren rauchend, am Fenster saßen, ein Schlitten vorfuhr, dem das Tilsiter Straßenpflaster manchen harten Stoß beibrachte, nachdem er bis dahin leicht über Schnee zu gleiten gewohnt gewesen. Wir befanden uns im Uebergange vom Winter zum Frühling. Jenseits der Gränze herrschte noch jener, diesseits versuchte dieser schon seinen Einfluß, was ihm allerdings für's Erste nur gelang in Beziehung auf den zu Straßenkoth umgewandelten Schnee. Es war ein Attaché der Französischen Botschaft in Petersburg, der als Kabinetskourier gen Paris eilte. Von längerem Aufenthalt in Tilsit konnte nicht die Rede sein, doch eben so wenig von fernerem Gebrauche seines Schlittens. Dafür gab es Rath. Weil ähnliche Hinder=

1) Ein unter den Zuschauern befindlicher Postsekretair bemerkte dabei, in amtsmäßiger Kürze: „Dreispänner!"

nisse alljährlich eintraten, hatte der Wagenmeister einen Tauschhandel etabliert, und sein wohlassortiertes Lager bot reiche Auswahl zur Befriedigung der Bedürfnisse hinüber und herüber. Hab' ich doch später selbst bei dem braven Manne einen ganz brauchbaren Wagen mir zugeeignet, indem er mir den russischen Schlitten für den in Riga dafür gezahlten Preis anrechnete.

Je kürzere Frist der Fremde in Tilsit verweilte, (der Handel kam rasch zu Stande, doch der gekaufte Vehkiel mußte doch erst fahrbar gemacht, und die Achsen mußten „geschmiert" werden!) desto eifriger wurde Nernst, Erfrischungen darzubieten. Der Reisende hatte in Tauroggen „copieusement" gespeiset, dankte für Alles, sogar für Kaffee, und bat sich nur „un petit verre et un cigarre" aus. Welche Sorte von Liqueur ihm vorgesetzt worden, weiß ich nicht mehr — (der scheußliche „Absynth" vergiftete damals wohl noch nicht) — aber die Cigarren bleiben mir unvergeßlich. Ein britischer Kabinetskourier, der öfters durch Tilsit gekommen war, und von Nernst mancherlei Gefälligkeiten empfangen, hatte diesem eine respektable Kiste voll Cigarren als Geschenk hinterlassen, von denen, laut aufgeklebter Etikette, das Stück einen Schilling, demnach zwei einen halben Silbergroschen höher im Preise stand als jene

Oben erwähnten „theuersten“ Berliner. Diese Kiste war Nernst's Bundeslade; ein Heiligthum. Sie blieb unter festem Verschluß. Nur Hochbevorzugte mochten sich rühmen, hinein gegriffen zu haben. Wahrscheinlich wäre auch der Attaché abgefertiget worden, mit einer Aufforderung: sich an den offen auf dem Billard stehenden Vorrath zu halten, hätte nicht mittlerweile des Hauses Herr einen Blick geworfen auf den ihm überbrachten Laufzettel und den Namen Barante entdeckt. Barante, Verfasser des von Goethe hochgepriesenen Werkes über französische Litteratur; Barante, der Uebersetzer Schillers, Lessing's; Barante, Verfasser der berühmten „Geschichte burgundischer Herzöge;“ Barante, der Litterator, Politiker, Historiker, Dichter, Staatsmann . . . . „Sie mein Herr, sind sein Sohn? Welche Freude; welche Ehre“ u. s. w. Da hieß es denn, wie im alten Vaudeville: „Dieser Bär ist kein gewöhnlicher Bär!“ Solch ein Gast gehört unter die seltenen Ausnahmen; für den muß das Außerordentliche geschehen! Nernst bewegte sich zum Sanctuarium, erschloß es, holte die Kiste mit den Schilling-Cigarren hervor, reichte sie dem jungen Baron dar, und dieser . . . ich bebte vor Andacht . . . dieser faßte mir nichts Dir nichts die goldgelb-bräunlichste Havanneserin heraus, gleichgiltig, sie nicht des

geringsten Erstaunens, nicht der leisesten Aufmerksamkeit würdigend, rauchte sie an, sog ihren Duft ein, unerschüttert als ob's die erbärmlichste „Stinkadores" wäre. Das mochte indessen hingehen. Nil admirari ist ja der Wahlspruch unsrer blasierten jungen Welt! Aber . . . nun, Arthur Schopenhauer hatte sich 1840 noch nicht vernehmen lassen, daß ich wüßte; hatte noch nicht von seiner Philosophie und seiner Persönlichkeit reden machen; sonst wär' ich versucht zu glauben, Baron Barante der Sohn habe des großen Denkers Selbsterhaltungsfurcht in Betreff des Nicotins und der vom Speichel angefeuchteten Tabacksblätter überkommen: denn kaum war ein Drittel der kostbaren Cigarre in Asche verwandelt, als er die andern zwei Dritttheile . . . . zerbrach und in den Spucknapf schleuderte. Zugleich versah er sich mit einer frischen. Die erste mag wenig Secunden über eine Minute vorgehalten haben. Das wurde bedenklich . . . sollte auch noch eine dritte auf so schändliche Weise verquistet werden? Und der Wagen, ihn weiter zu befördern, wollte immer noch nicht vorfahren. Nernst that sich Gewalt an, doch es wurd' ihm schwer. Lange genug kämpft' er mit seiner Gentilesse und dem gerechten Unmuth eines Cigarrenkenners. Auf einmal raffte er sich zusammen — viel-

leicht hatt' er verdächtige Bewegungen des Gastes erlauscht? Der große dicke Mann schob sich mit bewundernswerther Gewandtheit zwischen das Billard und den Frevler; er brachte durch einen eben so geschickten als kühnen Griff das gefährdete Kistchen in seine Macht, trug es, gedeckt von der ihm zugehörigen, allerdings umfangreichen Peripherie, glücklich bis zum bergenden Schranke, und athmete sichtbar freier auf, wie er den geplünderten Schatz wieder hinter Schloß und Riegel geborgen wußte.

Jetzt rollte auch der Wagen vor; der Postillion stieß in's Horn, der Wagenmeister brachte die Rechnung, Herr von Barante hüllte sich in den Pelz, empfahl sich und raffte, schon im Gehen, noch eine Handvoll Cigarren aus der Allerweltskiste ein, welche ihm mit boshaft lächelnder Pantomime gereicht wurde.

Du wirst Dich wundern, rief ihm der Oberpostdirektor nach. Nein, für Dich sind meine besten nicht gewachsen! Aber ich fürchte, der Kerl versteht gar nichts davon und raucht ächteste Havannah eben so gedankenlos als ob's Runkelrübenblätter wären. Er ist kapabel keinen Unterschied zu verspüren. Ich möchte ihn bei seinem Vater verklagen!

144.

— Schon als ganz junger Mann für hypochondrische Grillen zeitweise sehr empfänglich, klagte ich eines trüben Tages einem angehenden Arzte allerlei begründete oder unbegründete Besorgnisse. Wir saßen unsrer mehrere beisammen, und führten abwechselnd Zwei- oder allgemeine Gespräche. Bleib' mir vom Halse, rief der jüngst promovierte Doctor med. ziemlich laut, bleib' mir vom Halse mit Deinen eingebildeten Leiden; Andrang des Blutes nach dem Kopfe! kalte Füße! Unterleibsbeschwerden! Lauter unnütze Scrupel! Iß und trinke was Dir schmeckt, mach' Dir fleißig Bewegung. Du bist kerngesund!
— Aber die Constipationen . . . .
— Narrheiten! Das kommt und geht und wechselt wie der Wind. Wenn's weiter keine Leiden gäbe! Ich wiederhole Dir's: Du hast eine feste Natur, eine zähe Natur; kannst hundert Jahre alt werden. Quälst Dich ab, siehst Gespenster! Du bist ein Thor mit Deinen Obstructionen!

Dieser letzte Ausruf erregte die Aufmerksamkeit eines Beisitzers, der jedoch nur halb hingehört hatte. Ja, sprach er höchst ernsthaft, ja, es giebt „Thore, die an Obstructionen" leiden.
— Thoren willst Du sagen?

— Durchaus nicht. Thore hab' ich gesagt; wirkliche wahrhaftige Stadtthore! und ich sah ein solches in recht bedenklichem Zustande mit diesen beiden Augen, mit welchen ich das Vergnügen genieße Euch anzublicken.

— Ich hab' immer behauptet, daß Du nicht recht bei Verstande bist. Was soll das nun wieder heißen?

— Ihr sollt's erfahren. Es ist Euch bekannt, daß ich aus Rawitz herstamme. Der Weg dahin (eine Poststraße zwar, aber noch ohne Ahnung von Kunststraße) führte durch mehrere Städtchen, deren erstes von Breslau vier Meilen entfernt, sich zur Zeit, wo meine Geschichte spielt, noch eines engen, festgemauerten Thores erfreute, durch dessen Wölbung ich schon als flotter Gymnasiast häufig gegangen und gefahren war. Diesmal nahm ich einen Platz auf der „Ordinairen" ein, der nicht zu den bequemsten gehörte. Als wir uns dem alten Gemäuer langsam näherten, fanden wir's von einer zahlreichen Menge umstellt; die Einfahrt schien gehemmt. „Das sieht ja aus, wie wenn das Thor heute an Verstopfung litte?" sagte der Schirrmeister, der manchmal, seiner gewöhnlichen Brummigkeit zum Trotze, einen Witz reißen wollte; „Du wirst ihm ein Lavement blasen müssen, Postillion!" Dieser setzte gehorsam sein Horn an, und stieß hinein, daß er von der Anstrengung kirsch-

braun im Gesichte ward. Vergebens. Die Masse wich und wankte nicht. Die Passage war gründlich gestört. Einige Schockschwerenoths-Donnerwetter verhallten wirkungslos. Der Schirrmeister kletterte von seinem Throne; ich folgte ihm; da sahen wir die Bescheerung. Nun, was glaubt Ihr, steckte im Thore?

— Zwei Wagen hatten sich festgefahren . . .?

— Ihr macht's Euch leicht. So wohlfeilen Kauf's kommt Ihr nicht los. Ihr sollt beweisen, daß Ihr besser bei Verstande seid denn ich.

— Wer kann das errathen?

— Ich will Euch darauf helfen; sonst sitzen wir bis Mitternacht hier. Wer von Euch hat Tourniaires Rhinozeros persönlich gekannt?

— Ich, rief ich triumphierend; zwar darf ich mich nicht rühmen in so freundschaftlicher Beziehung zu ihm gestanden zu haben, wie zu seinem Besitzer, dem alten Tourniaire, oder zu seinem Pflegevater, dem noch viel älteren Papa Foureaux, denn das Monstrum war freundschaftlicher Zuneigungen nur in sehr geringem Grade fähig . . . aber es hatte doch zartere Momente, wo es sich am Kopfe krauen ließ.

— Nun, also! Besagtes Ungethüm reisete in einem Kasten, welcher seiner Riesenhaftigkeit entsprach. Dieser Kasten, der ein Ungethüm beherbergte, stand natürlich auf einem Ungethüm von Rollwagen. Den

längst im kühlen Grabe liegenden Erbauern des Pr . . . . . Thores kann kein Vorwurf gemacht werden, daß sie so großer Reisender nicht gewärtig gewesen sind, die in Acht- oder Zehnspännern anrücken und ein Haus mehr in die Stadt bringen würden. Die Mauern standen, weil sie glaubten in ihrem guten Rechte zu sein, unbeweglich; die Gäule zogen mächtig an, weil Diejenigen, die sie mit Peitschenhieben ermunterten, im Wahne lebten, Thore wären vorhanden, damit man durch dieselben einfahren könnte . . . kurzum, es ging weder vorwärts noch rückwärts mehr. Die Thor-Obstruction war Thatsache, und es ist nichts übrig geblieben, als mit Hacke und Beil Luft zu machen, und besonders widerspänstige Bausteine zu entfernen. Irr' ich nicht, so hat diese Mauerbrecherei den ersten Anlaß gegeben zur Abtragung des alterthümlich-ehrwürdigen Denkmales. An Raum zur Ein- und Ausfahrt leidet das Städtlein jetzt keinen Mangel mehr. Aber so viel ich weiß, hat ihn seitdem kein Rhinozeros mehr benützt.

— Außer Dir! fielen wir unisono ein; undankbar gegen den Erzähler.

145.

— Wer Wilhelm Müllers „Müllerlieder" in Schubert=scher Musik nicht von Stockhausen vortragen gehört, der weiß nicht, was deutsches Lied vermag! Ich spreche nicht von vereinzelten Proben, die der uner=reichbare Künstler in größeren Konzerten etwa einzu=streuen pflegte. Dergleichen abgerissene, durch andere Musik von einander getrennte Nummern können nie=mals jene anhaltende, ausdauernde Seelenstimmung im Hörer hervorbringen, deren er bedarf, um bei der Sache zu bleiben und sich ihr ungestört hinzugeben. Nein, ich beziehe obige Aeußerung auf den vollstän=digen Liedercyklus, wie Schubert ihn componiert hat; wie er leider zwar nicht ganz vollständig ist, weil mehrere Stücke ausgelassen sind, (man erräth schwer weshalb?) wie er aber dennoch ein in sich zusammen=hängendes, lebenswahres, naturgetreues, volksthüm=liches, hochpoetisches Kunstwerk bildet. Wer gleich mir aus alter Zeit noch die Meinung fest hält, daß im deutschen Liede auch dem gesprochenen Worte sein volles Recht werden soll; wer Reichardts hohe Ver=dienste um Schiller's und Goethe's Dichtungen von Kindheit auf lieben und ehren lernte; der wird be=sonders zu schätzen wissen, daß in diesen „Müller=liedern" Dichter und Tonsetzer einen unvergänglichen Bund geschlossen haben; daß sie Hand in Hand

gehen; daß Franz Schubert durch keine auch nicht die kleinste musikalische Excentricität die heilige Scheu verleugnen will, welche der Poet ihm einflößt; daß er von der ersten bis zur letzten Note das Bestreben kund thut, seinem Dichter gerecht zu werden, ihm sein Autorrecht zu bewahren. Gesellt sich nun solchem Bunde als Dritter ein Sänger, dem die Fähigkeit und der Wille einwohnt die Rechte beider Meister würdig zu vertreten, dieselben so innig zu verflechten, daß sie Eins werden . . . dann ist das Höchste vollbracht, was uns auf Erden entzücken kann. So geschah es, als Stockhausen in Steiermarks Hauptstadt einzog. Ich war schon „hübsch" alt, (wie die Gräzer zu sagen pflegen; man sagt auch: „der ist hübsch häßlich!") aber trotzdem immer noch jung genug, um in aller Eil' ein Bischen verrückt zu werden vor Enthusiasmus. Es war wie ein Nachklang vom Berliner Sonntagsrausch. Wie Gräfin Strassoldo, die Gemahlin des damaligen Statthalters, mir nach des Gastes erstem Konzerte zurief: „Was sagen Sie? Ist das ein Sänger!" da erwiederte ich: „Ja, Excellenz; aber auch ein Dichter!" Den Dichter so reproduzieren heißt selbst ein Dichter sein!

Wir brachten's denn dazu, daß eine eigene, ausschließlich den „Müllerliedern" gewidmete „Musikalische Matinée" (Verzeihung, Ihr Herrn Puristen für

das Fremdwort; „Morgenunterhaltung“ klingt gar prosaisch!) angeordnet wurde, bei welcher ich den Müller'schen Prolog, so wie die nicht von Schubert componierten hinzugehörigen Gedichte sprach .... gegen den Schluß hin von heißen Thränen unterbrochen, die mir die des Dichters, des Komponisten, des Sängers Dreieinigkeit entlockte. Der große Landständische Saal war gerüttelt und geschüttelt voll. Des Sprechers Thränen fanden Nachsicht vor weinenden Hörerinnen. Zuletzt, wie's dem armen Müllerburschen an's Leben geht, bis das liebende Herz ihm bricht, schluchzte die ganze Versammlung, und draußen, auf den breiten steinernen Treppen, welche in den von Frühlings-Mittagsonne beleuchteten Hofraum führen, sah man noch manches holde Antlitz hinter'm feinen Tüchlein seine Rührung verbergen. Die Equipagen der vornehmen Welt harrten ihrer Insassen. Es war an einem Sonntage. „Du kommst doch zum Dîner?“ fragte Gräfin Z. ihre Tochter. „Nein, liebe Mutter,“ antwortete diese, „ich mag jetzt nicht in der Stadt bleiben; mir ist das Herz so schwer; ich könnte doch nichts genießen; ich muß mich im Freien ausweinen!“ Gesagt, gethan; Gräfin L. schwang sich in ihre Kutsche. „Wohin befehlen gnädige Gräfin?“ sprach der Lakai. „Hinaus, gleich viel wohin; wo es eine Wassermühle giebt.“

— Unweit Gräz entspringt ein Bächlein, dessen erstes Geschäft ist, Mühlenräder zu treiben. Von den Gebäuden führt ein schmaler hölzerner Steig nach einer heimlich-einsamen Stelle, wo sich, von Wasserpflanzen umgrünt, ein kleines Bassin unter Felsen angesammelt. Dort stand, über's schwankende Gelände lehnend, Gräfin L., die sanfte, zarte, sinnige Frau, und starrte hinab in's Bächlein, ob ihr vielleicht von dessen klarem Grunde der durch Stockhausens Kunst verklärte und idealisierte Müllerbursch wehmüthig zulächeln würde? Stand sie, in Träume versenkt.

Da keucht es dicht neben, hinter ihr: „No, ob s' nit Platz giebt, daß ich vorbei kann?" Sie wendet sich erschreckt um, und sieht einen alten, schmutzigen, mit hinreichendem Kropfe geschmückten Mann, den die Last eines großen Mehlsackes schier danieder beugt, dem sie möglich rasch ausweicht und entflieht . . . Das war eben auch ein Müllerbursch' aber nicht der Wilhelm Müller'sche, Schubert'sche, Stockhausen'sche.

„Da bist Du ja schon!" ruft ihr die Mutter entgegen!

„Ja, nun hab' ich wieder Appetit!" erwiedert sie, und nimmt ihren Sitz an der Familientafel ein.

Die Realität hat auch ihr Gutes. Von Idealen kann der Mensch sich nicht nähren.

146.

— Ich lasse mir's nicht ausreden: an der Einrichtung seines Wohnzimmers will ich den Menschen erkennen — vorausgesetzt, daß er sich irgend in der Lage, in den Verhältnissen befindet, sich überhaupt einrichten zu können; sei's auch nur auf die einfachste Weise. Man behauptet: „Sage mir mit wem Du umgehst, dann will ich Dir sagen wer Du bist!" Grundfalsch; wie die meisten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die fast durchgängig schielen oder hinken; weshalb denn auch wahrscheinlich für sie ein eigenes Sprichwort erfunden worden ist, welches sie „die Weisheit der Nationen" betitelt. Das ist gerade so zutreffend und wahr, wie das berühmte „Volksstimme, Gottesstimme!" Ich habe Leute gekannt, die sich im Strahle brillanten geselligen Verkehres und Umganges sonnten, ja bisweilen selbst Sonne spielten, und daneben die schäbigsten Kerle waren, die man sich denken kann. Und hinwiederum hab' ich Andere gekannt, die edlen Sinnes, hellen Geistes, wohlwollenden Herzens mitunter den „tiefsten Ton der Leutseeligkeit" anstimmten, und lieber als sogenannte gute — geradezu schlechte Gesellschaft suchten .... wobei es allerdings darauf ankommt, was man gut, oder schlecht zu nennen beliebt.

Gerade so, wie man sich erst über den Begriff von Ordnung und Unordnung einigen muß, bevor ein Urtheil erfolgt. Es giebt, das weiß ich wohl, Geschäftsmänner, Gelehrte, denen scheinbare Unordnung in Büchern und Papieren für höchste Ordnung gilt, und welche in Confusion gerathen, wenn sich eine kecke (namentlich weibliche) Hand unterfangen will bei ihnen aufzuräumen. Auch ist mir nicht fremd geblieben, daß Personen, die mit pedantischer Gewissenhaftigkeit ihre nächsten Umgebungen zu regeln pflegen, und die keinen Augenblick Ruhe finden, wenn ein Lineal, ein Bleistift, ein Blatt Papier schief liegen, im Leben und außerhalb ihrer vier Pfähle entschieden dissolute Naturen genannt werden dürfen. Das sind vereinzelte Kontraste, die meine Ansicht im Allgemeinen nicht erschüttern. Ich bleibe dabei: mit seltnen Ausnahmen mach' ich mich anheischig, den Menschen aus der Haltung seines Wohnzimmers zu erkennen. Was man nämlich „einen Menschen und dessen Karakter erkennen" heißt. Wer wollte sich vermessen einem Andern in den Kern des Innersten zu dringen, wo Jeder genug aufpassen und lange studieren muß, bis er sich selbst zur Genüge kennt? Davon kann ja überhaupt erst nach langem vertrauten Umgange die Rede sein . . . und auch dann noch, wie häufig täuschen wir uns!

Nein, ich spreche von der Kenntniß, die eben hinreicht zur Beantwortung der Frage: „Läßt sich mit Diesem oder Jenem oberflächlich verkehren? Werden wir uns in so fern zusagen, daß wir zutraulich neben einander hergehen und manche gute Stunde mit=sammen verleben mögen, ohne uns abzustoßen?"

Das entnehm' ich aus seiner häuslichen Einrich=tung, aus seinen Bräuchen, Gewohnheiten, täglichen, ja stündlichen Bedürfnissen. Ich habe Männer in Gesellschaft angetroffen, die mir gefällig entgegen kamen, die mir wohl behagten, die mich aufforderten sie zu besuchen, denen ich Folge leistete, bei denen ich mich einstellte . . . . einmal und nicht wieder. Wes=halb nicht? Ganz einfach, weil ich auf den ersten Blick entnahm, daß sie ganz und gar auf Aeußer=lichkeiten gerichtet, weder das Geschick, noch das Be=dürfniß hegten, sich daheim wohl zu fühlen, sich eine behagliche Existenz in ihrer Wohnung zu schaffen! Daß ihr Sinn nur darauf ging, draußen zu leben. Solche waren mitunter hübsch eingerichtet; sie be=saßen elegante, moderne Möbel, es sah sehr sauber bei ihnen aus, aber ich fühlte, sie vermeiden dennoch mit sich, bei sich, allein zu bleiben; sie brauchen leere Zerstreuungen, sie verstehen nicht, sich mit sich selbst zu beschäftigen; folglich verstehen sie auch nicht mit Andern geistigen Umgang zu pflegen. Mit denen ist

nichts anzufangen. Während Du Dich bestrebst ein Gespräch anzuknüpfen, merkst Du ihnen schon ab, wie wenig geneigt ihr Wesen ist darauf einzugehen. Dieses Gemach sieht nicht nach einem Bewohner aus, der den stillen Aufenthalt darin liebt. Er wünscht und empfängt nur Besuche, um eine Stunde zu tödten, mit der sonst fertig zu werden ihm beschwerlich fallen würde. Dem ist Jeder willkommen, welcher ihm darüber hinweghilft. Den störst Du niemals. Und wen ich nicht, wenn ich ihn allein finde, einigermaßen störe durch meinen unerwarteten Eintritt; wen ich nicht erst aus seinem eigenen inneren Dasein gleichsam erwecken muß, bevor er mittheilsam wird . . . dessen Umgang such' ich nicht. Diese Menschen haben weder Seele noch Herz. Sie können nur momentane Anregungen empfinden und zeigen. Tiefer geht's ihnen nicht. Sie mögen ja ganz scharmante Leute sein . . . meine Leute sind sie nicht.

147.

— Man hat im langen Leben so Manchem aus der Noth geholfen, hat mancherlei Opfer gebracht, oftmals weit über eigene Kräfte hinaus, und ist nicht selten mit Undank belohnt worden. Das ist der

Welt Lauf. Wer sich darüber ärgern, oder gar grämen wollte, der wär' ein Narr. Und wer sich dadurch abhalten läßt, hin und wieder hilfreich zu sein, beweiset nur noch größere Narrheit. Denn er beraubt sich selbst der reinsten Freude im Erdenleben, die niemals im Empfangen, sondern im Geben besteht; im Bewußtsein: Du hast Goethe's größestes Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" Dir nicht vergeblich sagen lassen. Wem's um Dank zu thun ist, der soll sich etwas zu naschen kaufen, soll sich vor den Spiegel stellen, und sich betrachten wie er's frißt. Ein Mensch von besserm Schlage übt gern Dankbarkeit, doch begehrt sie nicht, lächelt vielmehr wehmüthig und bedauert Denjenigen, dem diese Eigenschaft fehlt, welche doch Thieren einwohnt. Ja, leider, es giebt recht viele Leute, die kein Gedächtniß haben für empfangene Wohlthaten und Gefälligkeiten. Desto hübscher zeigen sich aber auch Ausnahmen; um so hübscher, je seltner sie sind.

Eine solche Ausnahme wurde mir vor einigen Tagen in's Gedächtniß gerufen, durch zufälliges Zusammentreffen mit einem Verwandten Desjenigen, der sie vor langer Zeit herbeigeführt. Sie verdient schriftlich festgehalten zu werden, ihrer Seltenheit wegen. Wer in und mit der Schauspielerwelt vertraut war, wird ihren Werth zu schätzen wissen.

Um die Jahre 1826, 28 herum, (ich weiß es nicht mehr genau) trat beim Berliner Königstädter Theater ein junger Mann als Mitglied ein, der nebst angenehmem Aeußern und anständigem Betragen ein entschiedenes Talent für's feinere Conversations-Lustspiel entfaltete, vorzüglich aber als naiver, treuherziger Bauerbursche einen Ton anschlug, dessen Naturwahrheit recht zum Herzen sprach; wie z. B. in dem Weissenthurnschen „Es spukt" wo er eine Fülle von heitrer Laune über die Zuschauer verbreitete. Im persönlichen Umgange blieb er reserviert, fast zurückhaltend, trug etwas von britischer Exclusivität zur Schau, weshalb wir ihn im Scherze „den jungen Lord" nannten. Als ich, nach längerer Abwesenheit, von einem Ausfluge in mein Berliner Standquartier heimkehrte, ihn auf den Brettern vermißte, mich nach ihm erkundigte, mußte ich vernehmen, er sei „entlassen," habe krank gelegen, befinde sich „wahrscheinlich" noch in Berlin . . . doch Niemand konnte mir nähere Kunde ertheilen, denn „sie hatten sich weiter nicht mehr um ihn bekümmert," was mir, bei seinem Wesen, dem lieben Schauspielervölkchen gegenüber, leicht begreiflich schien. Ich suchte ihn auf, entdeckte nach vielen vergeblichen Bemühungen seine ärmliche Wohnung und fand ihn in traurigem Zustande. Die schwere Krankheit hatte seine

kleinen Ersparnisse verschlungen; jetzt, halb genesen, sollte er eine Badereise antreten, ohne Mittel, ohne Beihilfe, er wußte sich keinen Rath. Mich drückte der Ueberfluß an Gelde eben auch nicht; doch ich scharrte zusammen, was ich gerade besaß und brachte ihm die mäßige Summe. Es war ein wunderlicher Durcheinander von einzelnen Goldstücken, harten Thalern, Tresorscheinen, in eine Beilage der würdigen „Haude=Spenerschen" zusammengewickelt. Wie hoch sich's belief, könnt' ich wahrlich nicht angeben; mehr wie fünfzig Thaler im Ganzen können's wohl nicht gewesen sein, aus guten Gründen nicht! Für mich war's viel, für ihn noch mehr, er reisete ab, ich er=fuhr nichts mehr von ihm, hatte keine Ahnung, wo er untergekommen sei, fragte auch nicht danach. Auf Rückerstattung zu rechnen, wäre mir ja nicht im Traume eingefallen. So weit reichte meine Er=fahrung schon.

Im Herbste 1837 kam ich auf dem Wege von Wien nach Berlin durch Dresden. Die Hoffnung dort zum Gastspiele zu gelangen schien anfänglich unerfüllbar. Wir saßen im „Hotel de Russie" und .... harrten der Dinge die da kommen sollten. Da stellt sich mir, zwei Tage nach meiner Ankunft, wie ich niedergedrückt und verstimmt aus der Theater=kanzelei trete, ein Herr in den Weg, der mir im

ersten Augenblick fremd ist, den ich erst erkenne, als er mich herzlich anredet:

— „Stoelzel! Albert Stoelzel!! Sie haben mich vergessen? Ich vergaß Sie nicht. Seitdem ich wieder in festem Engagement stehe, habe ich täglich meiner Verpflichtungen gedacht . . ."

— Aber ich bitte Sie, sprechen wir davon nicht!

— „Von was denn? Halten Sie mich für einen Undankbaren? Was Sie für mich gethan . . ."

— Werden Sie schweigen?

— „Gewiß nicht! Mir geht's gut, was die Kasse betrifft. Meine künstlerische Stellung läßt viel zu wünschen übrig, denn wie könnt' ich hier aufkommen neben Emil? Aber die Bezahlung ist anständig. So wie ich gestern erfuhr, daß Sie in Dresden sind, war mein erster Gedanke: nun wirst Du endlich die Last los!"

(Unterdessen waren wir bis an mein Hôtel gelangt; ich versuchte ihn abzuschütteln; er jedoch hielt mich fest und fuhr fort:)

— „Sie befinden sich auf Reisen . . . mit Familie . . . ich habe mehr als ich brauche. Sie müssen das Paketchen annehmen; mir brennt's auf der Seele. Sie werden sehen, daß ich genaue Rechnung ablege!" Damit rannte er fort; mir hatte er's in die Hand gezwängt.

Als ich's später öffnete, fand ich nebst genauer Angabe der damals ihm gebrachten Münzsorten, Stück für Stück derselben, Gold, Silber, Papier, beisammen. Sorgsam hatte der redliche Mensch in seiner Gewissenhaftigkeit diese Summe, wie er sie damals empfangen, aufgespart. Nur die Hülle war eine andre; statt der Berliner Spenerschen, war's eine Dresdner Zeitung, welche seine seltsame numismatische Sammlung umschloß.

148.

— Ich habe nie begreifen können, was es mit der christlichen Theologie, will sagen „Gottesgelehrsamkeit" für eine Bewandniß habe? Sollte der Menschheit das wahre wirkliche reine Christenthum durch den Stifter desselben offenbart werden, so war's, dünkt mich, der ewigen Macht, welche das Weltall beherrscht nach ewig-unerforschlichen Gesetzen, ein Leichtes ihren Willen einfach und deutlich kund zu thun, ohne Ansprüche auf gelehrte Studien bei Gläubigen. Darauf deutet auch, sollt' ich meinen, die Wahl genugsam hin, welche schlichte Männer traf, aus niedern Ständen, denen anfänglich die

Verbreitung der Lehre: „Liebet Euch untereinander“ vertraut wurde! Daraus ist nun eine Wissenschaft entstanden, deren Schriften unübersehbar geworden sind, und zu deren Nomenclatur schon ein Menschenleben nicht mehr ausreicht. Will man in Anschlag bringen, wie unzählig viele untereinander verschiedene, abweichende, widersprechende, sich bekämpfende, auf Tod und Leben streitende, gehässige, mit Blut geschriebene Auslegungen in tausend und aber tausend dicken Bänden nebeneinander stehen, dann fühlt man sich wie vom Schwindel befallen und muß wohl endlich fragen: wer von all' diesen Auslegern hat denn das Richtige gefunden? Einer verurtheilt ja immer den Andern als Lügner und Fälscher. Hing' es von den frommen Herren ab, sie ließen sich heutigen Tages noch mit Vergnügen gegenseitig bei mäßigem Feuer braten. Durch wen soll ich denn die Wahrheit erfahren? Durch die heilige Schrift, über deren Bedeutung ich von ihnen belehrt werde? Da komm' ich erst recht in's Gedränge, denn Jeder lieset heraus, was Er darin zu finden, was Er aus ihr schließen zu dürfen glaubt. Wir Laien können doch nicht semitische und Gott weiß was für Philologie treiben? Und wollten wir's versuchen . . . würden wir's weiter bringen als Ihr, die Ihr Euch über Worte und Silben in die Haare gerathet?!

Wenn edlen Menschen auf Erden schon Glück beschеert ist, dann nennen sie's den Lohn der Tugend; wenn Unglück, dann heißt's ein absonderlicher Beweis göttlicher Gnade, die den Auserwählten die schwersten Prüfungen auferlegt. Geht's schlechten Menschen gut, dann geschieht es nur, um sie täuschend immer tiefer in's Verderben zu locken, und Gott sieht zu, reibt sich freudig die Hände und spricht: so recht; nur immer so fort; euch bring' ich glücklich in die Hölle. Geht's Schuften aber schlecht, nun, dann haben sie die verdiente Strafe weg. Wird ein frommer Mann vom Blitz erschlagen, so ward er in feurigem Wagen gen Himmel aufgehoben und der ewigen Seeligkeit theilhaftig. Trifft der tödtende Strahl einen nachlässigen Kirchengänger, dann ist's der Zorn des Himmels, der dies eclatante Beispiel geben wollte, wonach seines Gleichen sich zu achten aufgefordert wird. —

Wer in seiner Jugend genöthiget war, viele und vielerlei Kanzelreden mit anzuhören, der mag sich wohl noch in späten Jahren erinnern, wie sein Denken durch dergleichen unsinnige Widersprüche in Verwirrung gerieth; ja, wie ihm der Gottesdienst verleidet ward. Und leider geben sich ähnliche Wirkungen kund, auch bei Vorträgen berühmter Prediger, wenn es angestrengtester Aufmerksamkeit nicht gelingt

zu enträthseln: ob der Vortragende selbst in innerster Seele glaubt, was er uns als heiliges Mysterium verkündet? Oder ob er nur seinem Amte öffentlich genügen zu müssen beabsichtigt, die eigene Meinung aber fein säuberlich unterschlägt?

Ich darf gestehen, daß es mir sogar mit einem Geistlichen vom höchsten Rufe so erging, und daß ich in größter Verlegenheit wäre, sollt' ich heute, nach langen Jahren, aussagen, ob ich glaube, daß Er geglaubt habe, was er, uns glauben zu machen, in scharfsinnigen philosophisch-religiösen Deductionen darzulegen verstand. Auch Er, gewiß ein Redner von höchster Bedeutung, verstieg sich oft aus dem Gebiete einfältigen Glaubens in fast sophistische Spitzfindigkeiten, zu denen ich ihm nicht nachfolgen konnte. Was sein mitunter doch sehr gemischtes Auditorium im Allgemeinen davon verstanden hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. Die Mehrzahl der Hörer, besonders der Hörerinnen, lauscht allerdings zumeist auf klangreiche Worte, seien es auch nur vereinzelte; weshalb denn die Phrase nirgend mehr im Flore steht (neben den Parlamenten) als auf den Kanzeln.

Man erzählte zu meiner Zeit in Berlin von einer Köchin, welche sich Erlaubniß erbeten hatte, die Sonntags-Hauptpredigt (sonst besuchte sie nur den Nachmittags-Gottesdienst) des dereinst sehr beliebten Consistorial-

rath Silberschlag anzuhören. Wie sie dann mit dick-verweinten Augen heimkehrte, fragte die Hausfrau: wie war's in der Kirche, Friederike? — „Ach, himmlisch, Frau Räthin. Es war man so voll, daß ich fast jar nich hinein konnte; ich mußte mir an der Thüre rum drängeln lassen, und da hab' ich nicht Alles verstehen können. Aber manchmal hört' ich doch, wenn der Herr Hauptprediger auf's Kanzelpolster schlug, daß es stiebte, und schrie: „„„Allerdings, meine christlichen Zuhörer, allerdings!"" Nee, das war zu rührend!"

Es giebt viele Friederiken.

Nur einen Kanzelredner besinn' ich mich gehört zu haben, der allen Ansprüchen genügte, welche meinen Empfindungen gemäß an Denjenigen gestellt werden dürfen, der durch einfachen anspruchslosen Vortrag in wahren schlichten Worten einer großen, nothwendig gemischten Versammlung heilsame Lehren ertheilen und allen Hörern, mögen ihre Bildungsgrade, ja ihre religiösen Meinungen noch so unterschieden sein, verständlich bleiben will. Das war der ehemalige Domprediger, Canonicus Dr. Heinrich Förster in Breslau.

149.

— Mir ist nur eine Religion heilig; nur diejenige kann ich achten und lieben, welche Achtung, Liebe, folglich Duldung auch den Anhängern andrer Gottesverehrung zollt. Jedweder feste zuversichtliche Glaube ist eine Offenbarung, wofern er die Gläubigen beglückt; deshalb dürfte sich, nach meinem Gefühle, keiner das Recht der Ausschließlichkeit zueignen wollen. Denn solche Anmaßung führt unvermeidlich zu Stolz und Hochmuth, während wir doch verpflichtet sind, uns zu der ewigen, dem Menschengeschlechte niemals ergründlichen Beschaffenheit göttlicher Macht gerade recht bescheiden und demüthig zu verhalten.

Es ist nicht wahr, daß aller Gebote schönstes und herrlichstes: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ einzig und allein dem Christen gegeben sei, worauf immer hingewiesen und gepocht wird, mögen es oft die heftigsten Pocher am wenigsten befolgen! Schon Moses, und vor ihm frühere Gesetzgeber haben es ihren Schülern an's Herz gelegt. Und der katholischeste aller großen Poeten sogar, der blumenreiche Verkünder „allein seelig-machender Kirche,“ Calderon, legt seinem Fernando die an den König von Fez gerichtete Warnung in den Mund:

„Nicht die fremde Lehr' entschuldigt
Dich dabei; in jeder Lehre
Ist die Grausamkeit verrufen!“ —

Des Einzelnen Andacht fordert mich niemals zur Gegenwehr heraus. Sie ist eine persönliche Wohlthat, die sich Jeder auf seine Weise und nach seinem Sinne gönnen, und die eben so Jeder ihm gönnen und nicht etwa neidisch verkümmern, oder gar stören soll.

Die einträchtige Ausübung der Andacht einer versammelten Gemeinde flößt mir Ehrfurcht ein ... so lange sie sich begnügt, mit ihrer Eintracht, frei von jeglicher Zwietracht unter sich, und frei von Verachtung, oder Haß nach Aussen gerichtet. Sonst bin ich geneigt, mich jenen Südsee-Insulanern anzuschließen, welche den verschiedenen Parteien in sie hineinpredigender Missionaire gewöhnlich die naive Frage vorlegen: Wenn die Lehre, die ihr uns bringen wollt, die Lehre der allgemeinen Menschenliebe sein soll, weshalb verlästert, verfolgt, streitet und bekämpft ihr euch denn untereinander, da ihr euch doch Alle auf einen und denselben Stifter beruft? Das ist kein gutes Beispiel für uns.

150.

— Glückseelige, an Hoffnungsträumen reiche Zeit poetischer Flegeljahre, wenn der angehende Versmacher, ehe noch die Möglichkeit seine ersten Versuche

in einem gedruckten Bändchen vor sich zu sehen, schon mit dem Anblick geschriebener Gedichte vorlieb nimmt, die nicht mehr verborgen und schüchtern im Pulte weilen . . . nein, die noch Manuskript, von vielen, mitunter schönen Augen aufmerksam gelesen werden. Eine hochgeachtete Frau, ein von Huldigungen bestürmtes Mädchen, vielleicht gar eine berühmte Künstlerin haben ihn gewürdiget, sich in ihr Album einschreiben zu dürfen; er hat von dieser entzückenden Erlaubniß Gebrauch gemacht im weitesten Sinne des Wortes; das heißt, so weit und so breit wie des Albums Format ihm gestattet. Ja, er hat, wenn ihm der Raum für seinen dichterischen Bedarf zu enge schien, möglicherweise zwei Blätter vollgereimt, fühlt sich bereits auf der Bahn poetischen Rufes, und sucht, wo er Freundinnen der Album-Besitzerin begegnet, aus mehr oder minder verbindlichem Danke für unterwürfigste Grüße zu entnehmen, ob ihnen sein stattliches Poëm bereits vor Augen kam? Dreimal seelige Tage! Etliche und fünfzig Jahre später hat sich dieser Drang nachgerade gelegt. Der alte Mann, seitdem oft gedruckt, und nebenbei noch öfter gedrückt, hat sich mit unzählbaren Verseleien gereimt und ungereimt durch die Welt schlagen müssen. Er ist vollkommen gesättigt davon. Was ihm damals ersehnte Freude gewesen, wird ihm jetzt

nicht selten zur Qual, und er stößt mitunter schwere Seufzer aus, wenn ihm abermals ähnliche „Aufforderungen zum Tanze" gestellt werden. Desto größer jedoch ist die Freude bei Gelegenheiten, die Anlaß und Stoff darbieten für wirklich aus dem Herzen kommende Gelegenheits-Dichtungen. Mögen diese dann anspruchslos genug ausfallen . . . einen Anspruch dürfen sie immer machen: sie enthalten aufrichtige Gefühle, redlich gemeinte Empfindungen. Solch' ein Albumblatt hab' ich auszufüllen versucht für Frau Gabriele Eichborn, geb. Hallberger.

Am blauen See, von Bergen grün umragt,
Wo deutschen Südens laue Lüfte wehen,
Da hat ein holdes Kind zuerst gewagt,
Sich ihrer Seele Ahnung zu gestehen;
Da, wo die Jungfrau lieblich aufgeblüht,
Hat sie aus reinem kindlichem Gemüth
Den Wunsch gethan: Gott, lasse mich durch's Leben
Dem Gatten, dem ich Herz und Hand will geben,
Die edle liebevolle Gattin sein,
Mich ihm beglückend und beglückt zu weih'n;
Und giebt es irgend Engel hier auf Erden,
Laß' mich, o Gott, sein guter Engel werden!

Solch frommer Bitte ward die beste Statt;
Der Ew'ge, göttlich-mild erwägend hat,
Wie Er dem Kinde höchste Huld gespendet,
An Schönheit, Anmuth, äußerlicher Zier,
Der jungen Frau ein schweres Leid gesendet:

„Wärst Du zur ungetrübten Freude hier,
Dann könnt' Ich Dein Gebet nicht ganz erfüllen;

Auch düst're Wolken müssen Die umhüllen,
Die schmücken will den blüh'nden Myrthenkranz
Mit Meiner Engel weißem Rosenglanz.
Ja, bitt're Thränen müssen Die verklären,
Die sich in ernster Prüfung soll bewähren.
Drum bringe ihm, der sich Dir fest verband,
Der herben Schmerz im heil'gen Kriege fand,
Bring' ihm, sammt Meines Himmels reinstem Seegen,
Theilnehmend-zartes Mitgefühl entgegen.
Erheit're ihn durch weiblich-frohen Sinn,
Und mach' ihm auch die Prüfung zum Gewinn,
Denn Lieb' um Liebe siegt mit Zauberwaffen;
Wer Wunder glaubt[1]), kann selber Wunder schaffen."

Kein Zweifel mehr, ob's hier schon Engel giebt?
Zum Engel wird die Gattin, welche liebt
Aufopfernd, froh! Da schwinden Schmerz und Leiden,
Und solch' ein Paar ist zweifach zu beneiden.

151.

— Vor wenigen Jahren wimmelten die Tagesblätter von mehr und minder witzigen Angriffen und Feindseeligkeiten gegen den Prediger Knaak in Berlin, weil dieser fromme Geistliche, mit Berufung auf Josua, die Bewegung der Erde um die Sonne geleugnet habe. Ich verstehe nicht, wie man einem orthodoxen Lutheraner Vorwürfe machen kann über

---

[1]) Emanuel Geibel.

festgehaltenen Glauben an buchstäblicher Auslegung der heiligen Schrift? Folgt Er darin ja doch nur dem von Altlutheranern für unfehlbar erklärtem Stifter seiner Kirche, der die Aeußerung hinterließ, schwarz auf weiß:

„Der Narr (Kopernikus) will die ganze Kunst Astronomiae umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehn, und nicht das Erdreich!"

Der große Regenerator deutscher Sprache hätte sich gar nicht die Beschränkung auflegen dürfen beim Alten Testamente stehen zu bleiben. Er konnte sich dreist auf die Aussprüche des Heilandes berufen, und auf das Neue Testament, worin wir lesen:

„Bald aber nach dem Trübsal derselben Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen ꝛc."

Dies und viel Aehnliches thut dar, daß die Erde für einen feststehenden, auf sicherm Grunde ruhenden Körper gehalten wurde, dessen unbewegliche Fläche der Himmel wie ein darüber gewölbtes Dach bedecke, sammt den „an seine Veste gesetzten Sternen, damit sie schienen auf die Erde."

Sagen dasselbe nicht die Worte des Evangeliums:

„Und es geschah, da Er sie seegnete, schied Er von Ihnen und fuhr auf gen Himmel?"

Wer dagegen einwenden will, nur damalige Mangelhaftigkeit astronomischer Kenntnisse verschulde dergleichen Irrthümer, den mögen Blindgläubige mit Recht befragen: ob denn Christus, der ja Selbst Gott ist und, als Theilnehmer der Drei=Einigkeit, Mitschöpfer, nicht mindestens eben so viel von Schöpfung und Sternkunde hätte wissen müssen, wie Kopernikus, Keppler, Galilei, und sämmtliche Nachfolger, die Seine Geschöpfe waren?

Galilei hätte ausgerufen: „Und sie bewegt sich doch?"

Das ist nun zwar erfunden[1]). Gedacht wird er es sicherlich haben; jedoch ausgerufen hat ers nicht. Er hat vielmehr widerrufen.

Knaak dagegen hat wirklich ausgerufen:

„Und sie bewegt sich nicht!"

Galilei widerruft im Gefühle seines Wissens, seines Genie's, überzeugt von künftiger Anerkennung, von ewig unvergänglichem Welt= und Nach=Ruhm.

Knaak, verhöhnt, verspottet, im Gefühle unerschütterlichen Köhlerglaubens widerruft nicht.

Welcher von beiden hat mehr Muth gezeigt?

In meiner Seele spricht die Gerechtigkeit für Knaaks Karakterstärke. Ich find' es tadelnswerth,

---

1) Ich verweise auf die nächsten Seiten dieses Buches. H.

wenn der Einzelne verläſtert wird, bloß weil er ſo redlich und ſo tapfer iſt, rundheraus einzugeſtehen, was Viele ſeiner Glaubensgenoſſen nur aus Furcht verſchlucken; ſie wollen ſich nicht „exponieren!“ Es gehört geiſtige Stärke, kräftiger Muth dazu, ſich dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Mehr Muth vielleicht, als perſönlichen Gefahren in's Geſicht zu ſchauen, hinter denen ſtets der Schimmer glänzenden Märtyrerthumes lockt.

Uebrigens ſind wir gewiſſermaßen ſammt und ſonders Knaake, indem wir unveränderlich vom Auf- und Untergehn der Sonne reden, ſchreiben, dichten, ſchwärmen:

„Sie ſteigt empor!“ — „Sie ſinkt hinab!“ —
Sie ſcheidet! — „Sie kehrt zurück!“

Den jungen Gelehrten lacht niemand aus, wenn er im Vorübereilen der ſchmucken Nähmamſell zuraunt: „Morgen gleich nach Sonnen-Untergang am bewußten Orte!“

Wiſſenſchaftlich gebildet müßte er doch ſagen: „Morgen, nach völliger Erdumdrehung in der Jasminlaube, . . . oder ſonſt wo?“

Armer, ehrlicher Knaak!

P. S. Der dieſen Zeilen angeſchloſſene längere Aufſatz iſt dem Herausgeber zur Mittheilung in vorliegenden Blättern gütig überlaſſen worden.

Der Prozeß Galilei.

Vortrag, gehalten 1865 im Literarischen Verein in Königsberg von J. Marcinowski.

Das Unternehmen, von einem Gegenstande zu unterhalten, welcher weit mehr der Geschichte der Criminaljustiz und der Astronomie anzugehören scheint, als der Literatur, bedarf einer kurzen Vorbemerkung.

Die Lebensgeschichte großer Männer ist immer der Gegenstand allgemeinen Interesses gewesen, und dies Interesse spricht sich insbesondere in der Vorliebe aus, mit welcher sich unserm Gedächtniß einzelne Ereignisse oder gewisse bedeutsame Aussprüche einprägen, in welchen der eigenthümliche Charakter des Helden in besonders hervorragender Weise gekennzeichnet wird.

So erklärt sich die große Anzahl historischer Anekdoten und jener sprichwörtlich gewordenen historischen bon-mots, welche traditionell berühmten Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden, und wofür neuerdings, ich weiß nicht, ob passender Weise, der homerisirende Ausdruck „geflügelte Worte" in die Mode gekommen ist. Sobald solche Worte mehr oder weniger Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind, bleiben denn auch die Anspielungen darauf in der Literatur nicht aus, und es möchte daher der Aufgabe eines

literarischen Vereins nicht allzufern liegen, dem historischen Ursprunge derselben nachzugehen.

Tritt man aber dergleichen Anekdoten auf dem Wege der historischen und biographischen Forschung und mit derjenigen Gewissenhaftigkeit entgegen, welche bei der Constatirung historischer Thatsachen gefordert werden kann, so findet man nicht selten große Zweifel, ob die Sache sich so zugetragen hat, wie die Anekdote erzählt. Und was insbesondere jene „geflügelten Worte" betrifft, so scheint es eine Eigenthümlichkeit derselben zu sein, daß oft kein wahres Wort daran ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus erlaube ich mir Ihre Aufmerksamkeit für die Geschichte eines Prozesses in Anspruch zu nehmen, mit welchem man traditionell jenen berühmten Ausspruch Galileis: „Und sie bewegt sich doch!—" in Verbindung gebracht hat.

Man erzählte die Anekdote gewöhnlich so:

Galilei war der Ketzerei angeklagt, weil er behauptet hatte, was heute Niemand zu bestreiten wagt, daß die Erde nicht still stehe, sondern sich um die Sonne bewege. Seine Richter verurtheilten ihn zu lebenslänglichem Gefängniß in den Kerkern der Inquisition und nöthigten ihn, seinen Irrthum eidlich zu widerrufen. Nachdem er abgeschworen hatte, soll er mit dem Fuße auf

die Erde stampfend, ausgerufen haben: — „Und sie bewegt sich doch!"

Den biographischen Studien über dies bon-mot ist erst in der neuesten Zeit die eigentlich zuverlässige Quelle dadurch eröffnet worden, daß Papst Pius IX. im Jahre 1850 die Publikation der bis dahin geheim gehaltenen Akten über den Prozeß Galilei in den historisch-kritischen Memoiren des Monsignor Marini gestattete. Aus diesen sind die authentischen Dokumente in die neuesten Florentiner Ausgaben der Werke Galileis übergegangen, woselbst sich auch die ganze auf den Prozeß bezügliche Correspondenz des Toskanischen Gesandten abgedruckt findet. Das Ergebniß einer sorgfältigen Prüfung dieser Dokumente und der zahlreichen Biographieen Galileis ist überraschend: die ganze Geschichte ist erfunden. Keiner der gleichzeitigen Biographen erwähnt sie. Keine Spur findet sich davon in dem vertraulichen Briefwechsel, welchen der toskanische Gesandte in Rom mit seinem Hofe über den Prozeß Galileis unterhielt. Und auch von den späteren Biographen übergehen die Zuverlässigsten sie mit vollkommenem Stillschweigen. Sie ist nichts als eine Mythe, mit welcher der Enthusiasmus der Italiener das Märtyrerthum ihres Landsmannes ausgeschmückt hat. Und freilich, die Mythe ist oft langathmiger, als die

Geſchichte. Die Geſchichte des Prozeſſes wird Ihnen aber auch beweiſen, wie der Vorfall in dieſer Weiſe ſich gar nicht zugetragen haben kann.

Und ſie bewegt ſich doch! — E pur si muove! ſo leſen wir, wenn ein Schriftſteller uns ein Beiſpiel ſonderlicher Seelengröße vorführen will und auf jene alte Reminiscenz verfällt. Ein Angeklagter vor den Schranken des Gerichts, welcher den Muth hat, mit dieſer unumſtößlichen Wahrheit: — und ſie bewegt ſich doch! — ſeinen verblendeten Richtern gegenüber zu treten, iſt unläugbar ein gut zu verwerthender Held für ein Drama oder ein Gemälde. So denkt ſich der Dichter, ſo denkt ſich der Maler ſeinen Helden, und wir wiſſen aus unſerm Leſſing: der Künſtler iſt für die hiſtoriſche Wahrheit ſeiner Schöpfung nicht verantwortlich. „Und ſie bewegt ſich doch!“ ſo geht der Mythus von dem heldenmüthigen Märtyrer Galilei von Munde zu Munde. Aber die biographiſche Forſchung muß dieſe Illuſionen zerſtören, ſie darf ihm dieſen phantaſtiſchen Ruhm nicht laſſen. Die unerbittliche Geſchichte beweiſt auch in dieſem Falle, wie ſonſt ſo oft, daß ein großer Mann nicht in allen Lagen des Lebens ein Held zu ſein braucht. Geſtatten Sie mir alſo die wahre Geſchichte jenes Prozeſſes vor Ihnen aufzurollen.

Galileo Galilei war der Sohn eines florentini-

schen Edelmanns und wurde 1564 geboren. Er besaß kein Vermögen; aber in Italien war damals das goldene Zeitalter der Medicäer, in dem kein Mann von Genie zu Grunde gehen konnte. Hof und Adel von Toskana wetteiferten darin, ihre glänzenden Reichthümer dem Dienste der Wissenschaften und Künste zu widmen. Der Reichthum schien seine schönste Bestimmung in der Unterstützung der intellektuellen Kräfte zu finden, welche zur Veredelung und Verschönerung des Lebens beitragen; das Mäcenatenthum gehörte gewissermaßen zum guten Ton. So hat es denn auch Galilei an Connexionen und Unterstützungen niemals gefehlt. Er widmete sich anfangs dem Studium der Medizin, trieb dann Naturwissenschaften und Mathematik und wurde im Alter von 25 Jahren Professor der Mathematik zu Pisa. Das war nun freilich eine bescheidene Stellung. Denn die Hochschule von Pisa war wenig besucht und lange nicht so berühmt, als die Universitäten von Padua und Bologna. Aber Galilei zog dort durch seine Kenntnisse von der Baukunst die Aufmerksamkeit des Großherzogs Ferdinand I. auf sich, welcher den jungen Professor zur Ausführung eines großartigen Hafenbauprojekts verwenden wollte. Das schlug freilich zunächst zu seinem Nachtheil aus; denn er gerieth in Streitigkeiten mit einem Prinzen Johann

von Medici, welchem der Großherzog die obere Leitung der Hafenbauten übertragen hatte, wie es heißt wegen einer Baggermaschine. Dies veranlaßte ihn sein Amt in Pisa niederzulegen und er befand sich nun einige Zeit vis-à-vis de rien, bis er 1592 von der Republik Venedig eine Professur in Padua erhielt. Hier hatte er bald einen ungeheuren Zulauf. Seine Unterweisungen im Festungsbau führten namentlich eine Menge auswärtiger Fremder nach Padua, welche die Kriegskunst studieren wollten. Die Privatstunden, welche er gab, wurden mit Gold aufgewogen. Die Italienischen Schriftsteller erzählen, und das dürfte für unsern protestantischen Norden vielleicht interessant sein, daß Gustav Adolph, der König von Schweden, sich eine Zeitlang incognito in Padua aufgehalten habe, um den Unterricht Galileis zu genießen. Etwas Zuverlässiges habe ich darüber nicht ermitteln können, da mir Schwedische Quellen nicht zu Gebote standen, und durch das angebliche Incognito die Erzählung der Italiener doch immerhin zweifelhaft wird. So viel ist aber gewiß, daß Galilei einen europäischen Ruf hatte, und mit Gelehrten in Deutschland, Holland und Frankreich im Briefwechsel stand. Die Erfindung des Fernrohrs im Jahre 1609 und die Entdeckung der Jupiterstrabanten im folgenden Jahre sicherten ihm seine Be-

deutsamkeit für alle Zeiten. Inzwischen war in Florenz Cosmus II., ein eifriger Beschützer Galileis, Großherzog geworden. Es war einer seiner ersten Regierungsakte, den Galilei nach Florenz zu berufen. Dort erhielt er den Titel eines Großherzoglichen Mathematikus, pro forma eine Professur in Pisa, ohne jedoch Vorlesungen halten zu dürfen, und eine für jene Zeiten glänzende Dotation von 538 Dukaten, die es ihm ermöglichte, mit Muße seinen Studien nachzuhängen. In dieser Stellung blieb er übrigens bis zu seinem Tode. Wenn man den Briefwechsel aus jener Zeit liest, so wird man lebhaft an die Rolle erinnert, welche Göthe am Weimar'schen Hofe spielte. Ohne gerade Minister zu sein, war er der Liebling des Großherzogs Cosmus II. und eine Zierde seines Landes und Hofs. Seine Villa zu Arcetri war der Sammelplatz aller Notabilitäten der Gelehrten- und Künstlerwelt. Kein Fremder von Distinction verließ Italien, ohne Galilei einen Besuch gemacht zu haben. Das war der Mann, den Sie nun bald auf der Angeklagtenbank der Inquisition sehen sollen.

In der Astronomie bereitete sich nämlich zu jener Zeit ein großartiger Umschwung der Ansichten vor. Jahrtausende hatte man geglaubt, die Erde stehe still, und Sonne, Mond und Sterne bewegten sich

um dieselbe. Um die Bewegungen der Planeten mit dieser Theorie in Einklang zu bringen, mußte man zu den verwickeltesten Hypothesen greifen. Mit großem Scharfsinn, das läßt sich nicht läugnen, hatte ein alter egyptischer Astronom Namens Ptolemäus diese Hypothesen in ein System gebracht; man nannte dies das Ptolemäische Weltsystem.

Da stellte unser großer Landsmann Kopernikus, geboren in Thorn und Domherr in Frauenburg, die entgegengesetzte Lehre auf: die Sonne, sagte er, ist der Mittelpunkt des Weltsystems; die Erde steht nicht still, sondern bewegt sich, wie alle übrigen Planeten in einer kreisförmigen Bahn um die Sonne. Das war der geniale Gedanke, auf den die moderne Astronomie gebaut ist. Heutzutage sind das Lehrsätze, in jeder Elementarschule geläufig. Nicht so zu jener Zeit. Wir würden irren, wenn wir glauben wollten, Kopernikus habe nur nöthig gehabt sein schönes einfaches System aufzustellen, um es Jedermann einleuchtend zu machen. Dazu gehörten gleichwohl nicht Jahre, sondern Jahrhunderte. Eine so vollständige Umkehr der Wissenschaft, wie sie das Kopernikanische System anbahnte, hat sich erst im Laufe langer Zeit vollziehen können. Eine Meinung, die Jahrtausende für richtig gegolten hat, giebt man nicht so leicht auf. Unter den Gelehrten von Fach behielt das Pto-

lemäische System seine zahlreichen Anhänger. Und seien wir nicht ungerecht gegen dieselben. Diejenigen Beweise, welche uns heute zu Gebote stehen, diese unglaubliche Verfeinerung der Beobachtungsmittel, war zu jener Zeit unbekannt. Es stand eigentlich nur Hypothese gegen Hypothese. Strenge Beweise auf keiner Seite. Achtzig Jahre vor Galilei war des Kopernikus Buch erschienen und noch konnte man alles Ernstes darüber streiten, welches System das richtige sei, und stand bei solchem Streit mit seinem Gegner ziemlich auf gleichem Boden.

Da konstruirt Galilei sein Fernrohr. Mit Hülfe desselben entdeckt er am Himmel neue bis dahin unbekannte Wunder. Diese Entdeckungen waren eben so viel neue Beweise für die Richtigkeit der Kopernikanischen Lehre. Nun erst hörte sie auf Hypothese zu sein und wurde zur unbezweifelten Wahrheit. Schon schien das alte Ptolemäische System unrettbar verloren, — da begann es, sich in die Arme der Theologen zu werfen. Die Erde steht und die Sonne bewegt sich, wurde ein Glaubenssatz; in den Kirchen wurde es gepredigt und die entgegengesetzte Behauptung als ketzerisch verdammt. Der Domherr von Frauenburg war seiner Zeit mit großer Auszeichnung in Rom empfangen worden, als er zum Lehrer der Mathematik dorthin berufen ward. Sein Buch wurde

unbehindert gelesen. Jenseits und diesseits der Alpen hatten seine Anhänger sein System öffentlich abgehandelt. Nie hatte die Kirche etwas Gefährliches darin wahrgenommen. Nun sollte es auf einmal Ketzerei sein und wurde eifrig verfolgt. Allein auch darüber dürfen wir uns nicht zu sehr wundern. Italien hatte damals eine zahlreiche, reich dotirte und mäßig beschäftigte Geistlichkeit. In ihr war der Sitz reicher Bildung. Sie repräsentirte hauptsächlich den Gelehrtenstand. Mit großem Eifer beschäftigte sie sich namentlich mit naturwissenschaftlichen und astronomischen Fragen. Das Interesse dafür war rege bis in die höchsten Kreise. Stundenlang hatten die Herren Kardinäle an dem Fernrohr Galileis gestanden und sich von ihm die Wunder des Himmels erklären lassen. Kardinal Maffeo Barberini hatte es sich zur Ehre geschätzt, Galileis Umgang und Gastfreundschaft zu genießen. Er hatte sogar eine Ode auf ihn gemacht. Nichts war natürlicher, als daß die Tagesfrage: ob Ptolemäus, ob Kopernikus Recht habe, in jenen Kreisen vielfach Wiederhall fand; und was billigerweise ein Streit der Gelehrten hätte bleiben sollen, wurde auf das kirchliche Gebiet hinübergespielt und nahm hier bald den Charakter der Gehässigkeit an, deren Opfer Galilei werden sollte. Es war also nicht sowohl Unwissenheit, wie man

gemeinhin annimmt, es war vielmehr übertriebener wissenschaftlicher Eifer, welcher die Patres gegen das Kopernikanische System in Harnisch brachte, ein Eifer, der freilich demnächst auf die widerwärtigsten Abwege gerieth.

Betrachten wir einmal die theologischen Gründe etwas näher, mit denen man behauptete, die Lehre des Kopernikus stände im Widerspruch mit der heiligen Schrift.

Wenn wir in der Schöpfungsgeschichte lesen:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde

und am vierten Tage:

Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne, —

so ist diese naive Auffassungsweise, welche lediglich die äußern Erscheinungen, wie sie sich einem kindlichen Gemüth darstellen, ins Auge faßt, sicherlich weit entfernt von aller Spekulation über die Gestaltung des Weltsystems.

Dann kommt aber im 8. Kapitel eine Stelle, worin der Herr, nachdem die Wasser der Sündfluth abgelaufen sind, Friede macht mit der Menschheit und mit den Worten schließt:

So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

„So lange die Erde stehet" — hier hatte sich ja Gott der Herr selbst, so meinten die Römischen Doktoren, zum Ptolemäischen System bekannt.

Und nur gar die Stelle aus dem Josua:

Josua hatte in der blutigen Schlacht bei Gideon die fünf Könige der Amoriter besiegt; ein Unwetter hatte die Feinde in Schrecken gesetzt, in wilder Eile wandten sie sich zur Flucht. Die hereinbrechende Dunkelheit setzt der Verfolgung und dem Blutbade Schranken:

Da betete Josua zu dem Herrn und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe still zu Gideon und Mond im Thale Ajalon.

Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete.

Also stand die Sonne stille und verzog unterzugehen beinahe den ganzen Tag.

Wenn nun dies Stillstehen der Sonne ein Wunder war, welches Josua durch sein Gebet bewirkte, so folgte daraus, daß im natürlichen Laufe der Dinge die Sonne nicht stille stand, sondern sich bewegte. Nun lehrt aber Kopernikus das Gegen=

theil. Folglich ist seine Lehre im Widerspruch mit der heiligen Schrift.

Das waren die Gründe, mit denen die römischen Theologen eine astronomische Wahrheit bekämpften, und es hat mehr als hundert Jahre gedauert, bis der auf jene Wahrheit gelegte Bann aufgehoben wurde, und Niemand in Italien, ja selbst in Frankreich durfte es ungestraft wagen, die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen. Erst Papst Benedikt XIV. hob das Verbot der Inquisition auf, welches die Werke des Kopernikus verdammte. Die Theorie der Bewegung der Erde wird jetzt überall gelehrt, selbst auf der Sternwarte in Rom, welche die Jesuiten leiten.

Galilei war ein Anhänger des Kopernikanischen Systems, jedenfalls ein Gegner der Art von Weisheit, welche die heilige Schrift in diese Fragen hineinbrachte. In einem Briefe an einen seiner Schüler hatte er seine Ansichten darüber dargelegt. Der Brief war an die Oeffentlichkeit gekommen und hatte die Aufmerksamkeit des Inquisitionsgerichts auf sich gelenkt. Das war im Jahre 1616. Schon damals wollte man ihm den Prozeß machen. Seinen guten Connexionen hatte er es zu verdanken, daß es bei einer bloßen Verwarnung blieb. Der Papst ließ ihm durch den Kardinal Bellarmino verbieten, die Lehre

des Kopernikus zu vertheidigen oder auf irgend eine Weise schriftlich oder mündlich zu verbreiten, und er versprach zu gehorchen. Noch in demselben Jahre erließ die Römische Censurbehörde ein öffentliches Dekret, durch welches es Jedermann untersagt wurde, die Meinung des Kopernikus zu lehren und Kraft dessen das Buch des Letzteren verboten wurde.

Galilei that verschiedene Mal Schritte wegen Zurücknahme des Verbots, aber immer vergeblich. Er war mit den meisten Kardinälen persönlich bekannt. Jener Kardinal Barberini, welcher eine Ode auf ihn gemacht hatte, wurde 1624 unter dem Namen Urban VIII. auf den heiligen Stuhl erhoben. Galilei reiste nach Rom ihn zu beglückwünschen; der Papst behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Eine Zurücknahme des Verbots konnte er nicht erwirken. Galilei war trostlos. Seit 10 Jahren hatte er mit emsigem Fleiß ein bedeutendes Werk über das Kopernikanische Weltsystem ausgearbeitet. Er besaß ganz die prickelnde Ungeduld der Literaten, welche nicht schlafen können, ehe ihr Werk unter die Presse kommt. Da verfiel er auf einen eigenthümlichen Gedanken. Wie? wenn ich meine Ideen in einen Dialog verflechte, und auch die Gegner des Kopernikus darin reden lasse, so wird man doch nicht sagen können, welche von den beiden Meinungen die meinige ist,

und so umgehe ich das Verbot der Censur. So entstand sein berühmtes Buch:

„Gespräche über die beiden Hauptweltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische."

In diesen Gesprächen vertheidigt der eine Redner das eine System, der andere das andere; ein Dritter spielt den unparteiischen Kritiker und macht, daß Alles unentschieden bleibt. Unverkennbar kommt in diesen Disputationen das Ptolemäische System übel weg. Die eigentliche Absicht des Verfassers ist schlecht verhüllt, und wenn die Inquisitoren ihm später nicht glauben wollten, wenn er versicherte, es sei nicht seine Absicht gewesen die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen, so muß man gestehen, daß sie wenigstens in diesem Punkt Recht hatten. Es ist trotz der Dialog=Form eine glänzende Apologie des kopernikanischen Weltsystems und stellenweise reine Satyre auf das Ptolemäische. Das Schlimmste war aber, daß die Welt — mit Recht oder Unrecht, — behauptete, Galilei habe unter dem Namen Simplicius, d. i. derjenige Redner, welcher in dem Dialog das Ptolemäische System vertheidigt, den Papst verhöhnen wollen.

Galilei hatte vor dem Druck dieses Buchs sich mit dem Manuscript persönlich nach Rom begeben, um die Erlaubniß zum Druck nachzusuchen und hatte

diese Erlaubniß erhalten. Ja, er hatte sie erhalten. Wie das gekommen ist, erscheint einigermaßen räthselhaft, wenn man bedenkt, daß dasselbe Buch später zum Gegenstande einer Anklage wurde. Allein sei es, daß er durch seine persönlichen Verbindungen etwas durchsetzte, sei es, daß man seinen frommen Betheuerungen in der Vorrede Glauben schenkte und sich durch die problematische Gestalt des Werkes täuschen ließ, sei es, daß es selbst in Rom noch heimliche Anhänger des Kopernikanischen Systems gab, er erhielt die Approbation von der Censur. Gewiß ist, daß er dabei die ihm vor 16 Jahren gemachte Verwarnung, nichts über des Kopernikus Lehre zu schreiben, dem Censor verschwieg, und dies wurde ihm späterhin sehr zum Vorwurf gemacht.

Das Buch erschien 1632 im Druck und erregte ein ungeheures Aufsehen. Es dauerte auch nicht lange, so wurde es von dem römischen Inquisitionsgericht mit Beschlag belegt und der Prozeß gegen Galilei eingeleitet.

Man gab ihm Schuld, ketzerische Ansichten in seinem Buche gelehrt, das Verbot des Papstes übertreten und die Erlaubniß zum Druck erschlichen zu zu haben.

Galilei war damals 70 Jahre alt, seine Gesundheit hatte sehr gelitten. Da erhielt er Anfangs 1633

im Winter die Vorladung, in Rom vor dem heiligen Amt zu erscheinen. Seine Freunde riethen ihm zur Flucht. Er aber reiste von Florenz nach Rom. Unwahr ist es, daß er dort eingekerkert wurde. Man behandelte ihn vielmehr mit der größten Rücksicht. Er wohnte im Hotel des Toskanischen Gesandten und hatte dort nur eine Art von Stubenarrest, in welchem ihm nur eine Zeitlang verwehrt war, Besuche zu empfangen. Der Großherzog interessirte sich angelegentlich für seine Sache. Der Gesandte Niccolini, welcher beim Papst sehr beliebt war, mußte wöchentlich über den Stand des Prozesses nach Florenz berichten. Auch in Rom fand Galilei viele Freunde. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Freundlichkeit ihn der General-Kommissarius der Inquisition behandelte und wie er bemüht war, die Sache zu unterdrücken. Freilich handelte es sich nebenbei auch darum, den päpstlichen Geheimsekretär Ciampoli, der die Genehmigung zum Druck ertheilt hatte, zu retten. Aber eine Niederschlagung des Prozesses war nicht durchzusetzen, weil der Papst — es war derselbe, welcher als Kardinal den Galilei in einer Ode besungen hatte, sich dagegen erklärte.

Gleichwohl hoffte Galilei auf eine Freisprechung. Freilich auf die wissenschaftlichen Gründe, mit denen er die Lehre des Kopernikus so schön vertheidigt

hatte, auf die Möglichkeit, seine Richter von der Richtigkeit dieser Lehre zu überzeugen, durfte er solche Hoffnung nicht bauen. Galilei kannte zu gut, was eine Anklage auf Ketzerei zu bedeuten hatte. Er wußte, daß der Versuch sich auf diese Weise zu rechtfertigen, ihn unfehlbar auf den Scheiterhaufen gebracht haben würde. Er legte sich also seine Vertheidigung in ganz anderer Weise zurecht. Dabei kam ihm die Form des Dialogs zu statten. Wie will man behaupten, sagte er, ich hätte in meinem Buche die Lehre des Kopernikus vertheidigt und aufrecht erhalten? Sind es denn meine Meinungen, welche ich vorgetragen habe? Bin ich für die Irrthümer der Personen verantwortlich, welche ich in meinen Dialogen reden lasse? Lasse ich dem Leser nicht vollständige Freiheit, sich der entgegengesetzten Ansicht anzuschließen? Sind nicht die Gründe für und wider beide Systeme mit gleicher Ausführlichkeit, gleicher Schärfe und gleichem Fleiße auseinandergesetzt? Woraus will man denn schließen, daß ich der Lehre des Kopernikus den Vorzug habe geben wollen, da doch eine Entscheidung nirgends aufgestellt wird? Im Gegentheil, das Ptolemäische Weltsystem zu vertheidigen, war meine Absicht. Wenn ich nun die Irrthümer des Kopernikus nicht siegreich genug widerlegt zu haben scheine, so

mag ich vielleicht ein wenig geschickter Schriftsteller sein, nimmermehr habe ich mich aber der Ketzere schuldig gemacht.

Es war natürlich, daß die Inquisitoren auf diese Rechtfertigung nicht eingingen. Nach drei peinlichen Verhören legte man die Akten dem Papst vor. Dieser befand, Galilei spreche nur immer von seinem Buche und suche dasselbe zu rechtfertigen, wie es aber mit seinem Glauben beschaffen sei, ersehe man nicht. Er befahl ein Schlußverhör mit ihm anzustellen und ihn über seine innere Ueberzeugung von der Richtigkeit der Kopernikanischen Lehre zu befragen. Es begann nun die sogenannte inquisitio super intentione, ein Prozedur, bei welcher nach dem Verfahren des Inquisitionsgerichts die Anwendung der Folter nicht zu den Seltenheiten gehörte. Dazu ist es aber nicht gekommen; die Folter wurde ihm nur angedroht, und er gab im Schlußverhör auf die Frage, ob er die Lehre des Kopernikus glaube, folgende Antwort ab:

„Schon lange Zeit, d. h. vor der Bestimmung der heil. Congregation des Index von 1616 und bevor mir jenes Verbot eröffnet worden, war ich unentschieden, und hielt beide Meinungen, des Ptolemäus und des Kopernikus für verfechtbar,

weil entweder die eine oder andere in der Natur wahr sein konnte. Aber nach der oben gedachten Bestimmung ward ich von der höhern Einsicht meiner Obern überzeugt, jeder Zweifel schwand, und ich hielt, wie ich auch jetzt halte, für das wahrste und unzweifelhafteste die Meinung des Ptolemäus, d. i. das Feststehen der Erde und die Bewegung der Sonne."

Fast klingt diese Erklärung wie eine feine Ironie auf die „höhere Einsicht" der römischen Censur. Sicherlich liegt aber nichts von dem heldenmüthigen Märtyrerthum darin, womit die Mythe diesen Prozeß ausstaffirt hat.

Am Tage nach dem Schlußverhör versammelte sich der Gerichtshof des heiligen Amts im Kloster alla Minerva, um das Urtheil zu sprechen. Auf den Ruinen eines antiken Tempels der Weisheitsgöttin war jenes Kloster erbaut worden, in dessen Räumen am 22. Juni 1633 ein Urtheil gesprochen wurde, welches der reinen Vernunft Hohn sprechen sollte. Zehn Kardinäle hatten sich in feierlicher Sitzung versammelt. Sie waren die Richter. Eine große Anzahl Prälaten hatten sich eingefunden, um der Bekanntmachung des Urtheilsspruchs beizuwohnen. Galilei war vorgeladen und erschienen. Der feier-

liche Akt bestand wesentlich in dem Vorlesen des Urtheils. Das ist ein sehr langes Dokument, wovon ich hier nur den Schluß mittheilen will. Er lautet:

„Nach Anrufung des heiligsten Namens unseres Herrn Jesu Christi und seiner glorreichen Mutter, der Jungfrau Maria, erkennen, urtheilen und erklären wir in der uns vorliegenden Sache zwischen dem Herrn Carl Sinceri, Doktor beider Rechte und Fiscal-Procurator dieses heil. Amtes einerseits und Dir, Galileo Galilei, hier anwesendem Angeklagten andrerseits:

daß Du genannter Galilei wegen der im Prozeß erwiesenen und von Dir bekannten Thatsachen Dich vor diesem heil. Amt der Ketzerei dringend verdächtig gemacht hast, weil Du glaubtest und behauptest die der heil. Schrift widersprechende Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, und sich nicht von Osten nach Westen bewege, und daß die Erde sich bewege und nicht der Mittelpunkt der Welt sei; weil Du ferner geglaubt hast, es ließe sich eine Meinung behaupten und als wahrscheinlich verfechten, auch nachdem sie für schriftwidrig erklärt ist; so bist Du folglich aller der Censuren und Strafen schuldig, welche in dem heil. Canonischen Recht und anderen General- und

Partikular=Verordnungen gegen Verbrecher dieser Art angedroht sind. Von diesem wollen wir Dich zwar befreien, wenn Du vorher mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben die vorgedachten Irrthümer und Ketzereien und jeden andern Irrthum und jegliche Ketzerei, welche der Katholischen und Römischen Kirche zuwider ist, nach der von uns Dir zu gebenden Formel hier vor Uns abschwörst, verfluchst und verwünschest.

Aber damit Dein schwerer und unheilvoller Irrthum und Ungehorsam nicht gänzlich ungestraft bleibe und Du in Zukunft vorsichtiger wirst, so wie zum Exempel für Andere, damit sie sich von ähnlichen Verbrechen fern halten, verordnen wir, daß durch öffentliches Edikt das Buch der Dialoge von Galileo Galilei verboten werde, und Dich verdammen wir zur Strafe des Kerkers (carcere formale) dieses heil. Amts auf eine Zeit nach unserm Belieben; und zur heilsamen Buße legen wir Dir auf, durch drei Jahre ein Mal die Woche die 7 Bußpsalmen zu beten, alles unter dem Vorbehalt, die vorgedachten Strafen und Bußen zu ermäßigen, zu verändern oder ganz oder theilweise aufzuheben.

Und so erkennen, verkünden, erklären, ver=

ordnen, verdammen und vorbehalten wir in dieser und jeder andern möglichen und erforderlichen Form und Weise.

So verkünden wir unterschriebene Kardinäle.

Nach Vorlesung des Urtheils mußte Galilei sofort knieend die Abschwörungsformel sprechen. Auch diese ist uns aufbehalten. Sie lautete:

„Ich, Galileo Galilei, Sohn des verstorbenen Florentiners Vincenz Galilei, 70 Jahr alt, persönlich vor Gericht gefordert, vor Euch hochwürdigste Eminenzen, Kardinäle des allgemeinen Reiches der Christenheit, General-Inquisitoren gegen die ketzerische Bosheit, knieend und das hochheilige Evangelium vor Augen habend und mit meinen eigenen Händen berührend, — ich schwöre, daß ich immer geglaubt habe, jetzt glaube! und mit Gottes Hilfe auch in Zukunft glauben werde Alles, was die heil. katholische und apostolische Kirche annimmt, lehrt und predigt. Aber weil dieses heil. Amt mir von Rechtswegen befohlen hat, vollständig die falsche Meinung aufzugeben, nach welcher die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt ist und sich bewegt; und dieselbe weder zu behaupten, noch zu vertheidigen, noch auf irgend eine Weise durch Wort oder Schrift zu lehren; und nachher, als mir erklärt worden war, daß die ge-

nannte Lehre der heiligen Schrift entgegen wäre, ein Buch geschrieben und habe drucken lassen, in welchem ich die verdammte Lehre abhandele und sehr wirksame Gründe ihr zu Gunsten aufstelle, ohne irgend eine Lösung hinzuzufügen; — so bin ich deswegen der Ketzerei, als hätte ich behauptet, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt wäre und sich bewegte, dringend verdächtig erachtet worden.

„Um nun diesen dringenden, mit Grund gegen mich erhobenen Verdacht aus der Seele Eurer Eminenzen und jedes katholischen Christen zu vertilgen, so schwöre, verwünsche und verfluche ich mit redlichem Herzen und nicht erheucheltem Glauben alle genannten Irrthümer und Ketzereien, sowie überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, welche der genannten heil. Kirche entgegen ist; auch schwöre ich in Zukunft weder mündlich noch schriftlich etwas zu sagen oder zu behaupten, was ähnlichen Verdacht gegen mich begründen könnte; und sollte ich einen Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen kennen, so werde ich ihn diesem heil. Amt, oder dem Inquisitor oder Bischof des Orts, wo ich mich befinde, anzeigen. Außerdem schwöre und verspreche ich, alle Bußübungen, welche mir dies heil. Amt auferlegt hat oder auferlegen wird, vollständig zu beobachten und

zu erfüllen; und wenn es mir sollte begegnen, gegen einige meiner Worte, Versprechen, Betheuerungen und Schwüre zu verstoßen, was Gott verhüten wolle, so will ich mich allen Leibes- und Lebensstrafen unterwerfen, welche durch das heilige kanonische Recht und andere allgemeine und besondere Bestimmungen gegen solche Missethäter festgesetzt und bekannt gemacht worden sind. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre."

Das ist in Kürze die Geschichte jenes unglücklichen Prozesses, der das Tribunal, in dessen Namen das Urtheil gesprochen wurde, mit einem unvertilgbaren Makel brandmarkt. Giebt es wohl etwas Herabwürdigenderes als die Verpflichtung, welche man dem unsterblichen Greise auferlegte, falsch zu schwören und in den ehrwürdigsten Formen, die man finden kann, zu erklären, daß er eine Lehre für falsch hielt, deren Wahrheit tiefe Studien ihm bewiesen hatten? Es ist kaum eine grausamere materielle Tortur denkbar, als jene moralische ist, welcher man Galilei unterwarf. Die Erinnerung an ein solches barbarisches Verfahren läßt dem Geiste kaum hinreichende Freiheit zu prüfen, ob der große Astronom in den verschiedenen Phasen dieses Prozesses sich nicht einige Vorwürfe zu machen hatte. Sehen wir doch, wie er eine wissenschaftliche

Ueberzeugung preisgiebt, um sich zu retten, vielleicht denkend:

„Was ich alter gequälter Mann hier auch sagen mag, um mein Leben zu erhalten, die Wahrheit bleibt darum nicht minder wahr, mag mein schwaches Herz sie immerhin verleugnen, — und sie bewegt sich doch!“

Aber jenes laute heldenmüthige „Und sie bewegt sich doch“ — wie es als „geflügeltes Wort“ von Munde zu Munde geht, in dem Rahmen dieses historischen Gemäldes ist dafür, wie wir uns überzeugen, kein Platz. Der Mann, wie ihn sich die Dichter und Maler denken, war Galilei nicht. Wäre er es gewesen, so hätte auch der Scheiterhaufen in dem Gemälde nicht gefehlt. Nur so ist auch die Milde erklärlich, mit welcher Galilei nach seiner Verurtheilung behandelt wurde. Die Kerkerstrafe ist nie vollstreckt worden. Die Kirche schien durch seine Fügsamkeit versöhnt zu sein. Man beschränkte sich darauf, ihm seinen Aufenthalt anzuweisen, und ihn beobachten zu lassen. So schwebte das Damoclesschwert freilich fortwährend über seinem Haupte, aber äußerlich hatte er nichts mehr zu dulden. Sein übriges Leben blieb der Wissenschaft geweiht. Er starb auf seiner Villa bei Florenz im Alter von 78 Jahren, nachdem er 5 Jahre vorher gänzlich erblindet war.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in den Schriften dieses von der Inquisition so hart verfolgten Mannes Spuren einer echten wahren Religiosität zu finden. So schreibt er über die Entdeckung der Jupiterstrabanten — das war sein glänzendster Fund — an einen Freund:

„ich bin vor Verwunderung ganz außer mir und sage Gott unendlichen Dank, daß es ihm gefallen hat, so große und allen Jahrhunderten unbekannte Wunder durch mich zu entdecken."

Seinen Schwur hat er als redlicher Mann und gewissenhafter Katholik gehalten. Bis an sein Lebensende beobachtete er über die Lehre des Kopernikus tiefes Stillschweigen.

Man würde irren, wenn man sich ihn als einen finstern Gelehrten oder gar als einen phantastischen Sterndeuter vorstellen wollte, wie es viele Astronomen unter seinen Zeitgenossen waren. Galilei stand in jeder Beziehung auf dem Gipfel der Kultur seines Zeitalters. Trotz seiner riesigen und genialen wissenschaftlichen Arbeiten, beschäftigte er sich mit Musik, Malerei, Dichtkunst, und eine besondere Liebhaberei war ihm der Gartenbau. In seiner Jugend spielte er ganz vortrefflich die Laute. In der Malerei besaß er gründliche Kenntnisse und war im Stande, den Malern bedeutsame Winke über ihre Kunst zu geben.

Dabei war er durchaus ein Lebemann von den liebenswürdigsten Umgangsformen. Die Freigebigkeit des Großherzogs setzte ihn in den Stand, einen ziemlich glänzenden Haushalt zu führen. Er bezog ein Gehalt von 538 Dukaten, für jene Zeit eine ansehnliche Summe; durch die Verfertigung von astronomischen Fernröhren, welche er damals ganz allein verstand und deren Geheimniß er sorgfältig bewahrte, muß er sich ganz beträchtliche Einnahmen verschafft haben. Außerdem stand ihm der großherzogliche Weinkeller zu Gebot. Er liebte über Alles Gesellschaft bei sich zu haben. Bis in sein spätestes Alter war es ihm unerträglich allein zu speisen. Sein gastfreies Haus war der Sammelplatz aller Männer von Genie. Doch glauben wir nicht, daß man dort nur gelehrte Sachen trieb. Im Gegentheil, über wissenschaftliche Gegenstände sprach er nur selten und nur mit seinen vertrautesten Freunden. Wenn ihn Jemand aus indiscreter Neugier auf dergleichen Gespräche brachte, wußte er ihn auf gefällige Weise durch eine pikante Unterhaltung und durch allerhand Anekdoten, woran er unerschöpflich war, davon abzuleiten. Galilei war unverheirathet. Die leichtlebig-vorurtheilslose Sitte seiner Zeit machte ihm keinen Vorwurf daraus, daß er mit einer schönen Griechin lebte. Darüber hatte er sich mit seinem Beichtvater abzufinden;

Doch das vergaben ihm die Patres nie,
Daß um ihr Weltsystem er sie betrogen.

Seinen Töchtern war in Folge ihrer illegitimen Abstammung zwar eine standesmäßige Heirath versagt, aber die Pforten des Klosters blieben ihnen nicht verschlossen. Sie hießen mit ihren Klosternamen: Arcangela und Maria Celeste, und es giebt nichts Innigeres und Rührenderes als der Briefwechsel, welchen diese Mädchen mit ihrem greisen Vater unterhielten.

152.

— Ich weiß es dem General-Intendanten Königlicher Schauspiele innigen Dank, daß Er zur Feier des Sieges-Einzugs in Berlin (1866) meine vor acht und dreißig Jahren auf der Königstädter Bühne zuerst gegebene „Lenore" noch einmal in's Leben rief. Einzelne Stellen dieses Schauspiels, hauptsächlich die auf Schlesien bezüglichen, sollen, wie ich vernahm, frischen Anklang gefunden haben. Der Verfasser gewann dadurch einigermaßen das Recht, den alten Husaren aus siebenjährigem, die jugendlichen Truppen aus siebentägigem Kriege anreden zu lassen:

Und nun schließt die Gräber; todt sei der Tod! —
Lenkt die Blicke auf's künftige Morgenroth,

Wo des großen Königs unsterbliche Kraft
In den Urenkeln fortlebend wirkt und schafft.
Wo das preußische Heer, ja, ich seh's im Geist,
Seiner würdig vollbringt, was Europa preis't.

Wie der Fritz einst zu Friedrich Wilhelm spricht:
„Nein, Dir nehmen sie Schlesien sicher nicht!"
So, einstimmend gläubig, in diesen Ton,
„Auf mit Gott!" rufet Friedrich Wilhelm's Sohn.
König Wilhelm zieht voran in die Schlacht,
Da bleibt Keiner zurück . . . und so wird's vollbracht.

Wenn die Stunde schlägt nach blutigem Krieg,
Wenn sie heimkehren von gewaltigem Sieg,
Wenn die Glocken klingen, die Fahnen wehn,
Dann dürfen wir Alte auferstehn.
Unsern ewigen Ruhm habt ihr erneut,
Nun genießt, was den Siegern der Friede beut.

Haltet treu am Throne, am Vaterland,
Mit Deutschland verbind' euch ein festes Band.
Heil dem Königshause! Heil, Ehre, Glück! . . . . .
Horch, da tönt der Apell; muß in's Grab zurück.
Kamraden, wir haben in jener Welt
Für Euch, neben uns gut' Quartier bestellt.

Wenn Herr von Hülsen mir durch die getroffene Wahl eine wahrhaft erhebende Freude bereitet, so darf ich wohl sagen, daß ich dieselbe mir schwer verdient hatte; nicht etwa durch das, was ich zu leisten mich im langen Lebenslaufe, gar oft vergeblich bemüht, sondern durch das, was ich während jenes Feldzuges gelitten. Denn daß sich in die natürliche Begeisterung

des ergrauten Preußen auch eine wehmüthige Theilnahme für Oesterreichs Geschicke mischte, wird kein gerechter Mensch demjenigen zum Vorwurfe machen wollen, der solange in Oesterreich gelebt, so viel Huld und Wohlwollen dort gefunden, der dieses Reich seine zweite Heimath nennen durfte, um so entschiedener, weil es die wirkliche Heimath seiner Enkel ist. Was meine Seele geduldet zwischen den gegen einander streitenden Empfindungen für und wider, das läßt sich gar nicht in Worte fassen; und es ist keine leere Redensart gewesen, wenn ich damals an Freunde schrieb: „Ich komme mir vor wie Coriolans Mutter Volumnia, die kaum weiß, ob sie für die Römer oder für die Volsker beten soll?"

Zuletzt freilich gewann der Preuße immer das Uebergewicht, aber sein Herz blutete darum doch auch, gleichsam aus den Wunden mit, die Verwandten, Gönnern, Freunden, näheren Bekannten jenseits geschlagen wurden. Und mit den Wonne-Thränen, die meines Königs Triumphe mir entlockten, flossen zugleich heiße Thränen des Schmerzes, die ich manchem in der Schlacht gefallenen „Gegner" nachweinte. —

Die Darstellung der „Lenore" auf dem Berliner Hoftheater weckte in mir auch Erinnerungen an den Aerger, welchen jenes Stück mir vordem verursacht, als es auf einigen österreichischen Theatern aufgeführt,

und mit vollem Rechte, mißfällig abgefertigt worden war. Eine dümmere Wahl hätten die Bühnenvorstände, die es dort der Hinrichtung überlieferten, gewiß nicht treffen können. Es ist so durch und durch „preußisch," daß es in Oesterreich durchfallen mußte. Gerade diese Spezialität ist sein einziges Verdienst, und in eben dieser Eigenschaft hat es mir manchen herzlichen Gruß eingetragen.

Ich erinnere mich z. B. einer Scene aus dem Herbst 1842, wo ich nach längerem Verweilen in Wien eiligst über Breslau gen Berlin reisete. Der Aufseher am ersten preußischen Grenz-Zoll-Schranken hatte mich und mein vieles Gepäck zur Revision an das Steueramt des ganz nahe belegenen Städtchens verwiesen, dem nicht auszuweichen war die kurze Strecke entlang. Der Olmützer Lohnkutscher, beim Gedanken an Herabräumen der Koffer und Bücherkisten, befand sich in schlechtester Laune und schnautzte den hervortretenden Unterbeamten an, wodurch letzterer sich widerhaarig bezeigte. Ich suchte zu beschwichtigen und begab mich in die Amtsstube, wo ich mich bereit erklärte, mein Ehrenwort zu geben, daß ich nichts „steuerpflichtiges," sondern nur Kleider, Bücher, Papiere mit mir führte.

„Ihr Ehrenwort?" fragte ein Graubart, mit dem Eisenkreuz auf der Brust, hinter seinem Schreibpulte

hervor; ein Mann, dem der gediente preußische Kavallerist aus den Augen sah; „Ihr Ehrenwort? und wer sind Sie denn?"

Ich nannte mich.

„Sie heißen Holtei? Doch nicht der Verfasser von Lenoren?"

Ja der bin ich.

„Nichts vom Wagen herunter nehmen! Alles in Ordnung! Glückliche Reise! Aber erst geben Sie mir die Hand. Auf Ihr Wort darf ich vertrauen!" —

Mag man der Autorschaft noch so müde werden, es kommen mitunter Momente, wo man sich ihrer dennoch freut!

153.

— Kürzlich fanden sich zwei Herren bei mir zusammen — (Beide eifrige Handschriften- und Bücher-Sammler) — deren Einer die 1827 bei Haude und Spener verlegte Ausgabe meiner sogenannten „Gedichte" für wenige Groschen irgendwo aufgekauft hatte. Der Andere blätterte im dürftigen Büchlein herum und rief dann plötzlich: „Was soll das vorstellen? Hier steht ja ein Gedicht von Gutzkow?" Ganz verblüfft fragte ich zurück: „Sind Sie unklug, Kalbeck? Welches wäre denn das?"

— „Hier, dieses; bei Ihnen ist's überschrieben: „„Ein Traum,"" bei Gutzkow heißt's „„die Weinprobe!""
— „Bei Gutzkow? . . . Wo denn bei Gutzkow?"
— „Was weiß ich? In unserm Dichterkränzchen hat vergangenen Winter aus einer Anthologie, deren Titel ich vergessen habe, der Schauspieler Fl. den Scherz vorgetragen; ich selbst habe die Sammlung, die ihn enthielt, in der Hand gehalten, und war nicht wenig erstaunt, Gutzkow's Namens-Unterschrift zu finden!"
— „Sie hatten Recht zu erstaunen; ist doch mir sogar das Ding so matt vorgekommen, daß ich es später gar nicht aufnehmen mochte, sondern völlig ignorierte. Wer zum Henker hat es aus Staub und Moder hervorgezogen?"
— „Wer? Seltsame Frage! Irgend ein litterarischer Strauchdieb, den die Gier als Herausgeber eines Druckwerkes aufzutreten, und wo möglich zehn oder fünf Thaler an Honorar dabei herauszuschlagen, nicht rasten ließ, bis er die Unzahl der beliebten „„Du sollst oder mußt lachen"" abermals um Eins vermehrt hatte! Und weil er möglichst viele berühmte Namen in seiner „„Blumenlese"" aufführen wollte, ersah er sich auch Gutzkow zum Opfer!"
— „Mußte der verwünschte Kerl gerade dieses Gereimsel Jenem unterschieben? Was hat ihm Gutzkow zu Leide gethan? Konnte er nicht etwas relativ Besseres

wählen? Zum Beispiel hier, das dicht daneben stehende, von den „„„drei Räubern?““ Das hat doch wenigstens eine Pointe.“

— „Oh, das hab' ich auch schon in einer andern „„„Blumenlese““ gefunden, aber ebenfalls ohne Nennung Ihres Namens!“

— Solche Bosheit! Seht, Kinder, die Albernheiten sind folgendermaßen entstanden: Am allgemeinen Bußtage hatte der damalige Breslauer Musikdirektor seine Benefiz-Vorstellung im Theater, wo nicht Komödie gespielt werden durfte, eben des Buß- und Bet-Tages halber, wo aber eine Konzert-Aufführung gestattet war. Zu solcher hatte Herr Luge den allbeliebten Schauspieler Stavinsky um seine Mitwirkung durch Declamation ersucht, und Stavinsky hatte die Erfüllung dieses Gesuches nur bedingungsweise zugesagt, wofern ich ihm einen neuen „Spaß“ liefern könnte, der am geheiligten Tage der Censur keinen Anstoß gäbe. Besagter Spaß („„die drei Räuber““) gefiel über alles Erwarten, und machte den Zuhörern wirklich Spaß, wahrscheinlich weil er, zwischen lauter ernsten Dingen, einige Abwechslung in die feierliche Stimmung brachte. Im nächsten Jahre wiederholten sich die nämlichen Forderungen an Stavinsky und an mich, und ich ließ mich verlocken einen ganz ähnlichen, auf die frühere Wirkung berechneten Scherz „„„an-

zufertigen,"" der, wie es bei solchen Wiederholungen gewöhnlich geschieht, ziemlich matt ausfiel. Das ist nun derselbe, den ein Frevler mit Gutzkow's Namen aus dem Grabe gezerrt hat. Und als ob es an der Frechheit allein nicht schon genug wäre, hat der Mensch noch die Dummheit verübt, der gereimten Dummheit ursprüngliche Ueberschrift: „„Ein Traum"" gegen die, von ihm herrührende ungereimte Ueberschrift: „„Die Weinprobe"" umzutauschen, durch welche das letzte Restchen etwa möglicher belustigender Täuschung der Hörer von vorn herein unmöglich gemacht wird. Aber gegen dergleichen Nichtswürdigkeiten giebt es keinen Schutz!"

Somit endete das Gespräch zwischen Max Kalbeck, Robert Weigelt und mir über einen höchst gleichgiltigen, seit fünfzig Jahren vergessenen Gegenstand, durch welchen ohne mein Wissen und Wollen der Dichter des „Uriel Acosta" beleidiget wurde. Was meint sein weiser Akiba dazu?

Es ist doch noch nicht „Alles da gewesen!" Diese alte Geschichte ist wieder einmal ganz 'was Neues!

154.

— Es mangelt nicht an vielfältigen Gattungen des Weltregierenden Schwindels. Eine der widerwär-

tigsten ist mir die Gattung desjenigen Schwindels, der mit der sogenannten, in vieler Menschen Munde gebräuchlichen „Sittlichkeit" getrieben wird. Als ich den biographischen Skizzen, „Vierzig Jahre" geheißen, das Goethesche Motto auf den Titel setzte:

„Viel lieber was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte"

da konnt' ich noch kaum nur ahnen, wie tief und wahr auch hier der ewige Alte vom Berge das Richtige getroffen habe in diesen zwei Versen, die Er allerdings seinen Tasso sprechen läßt, aus denen jedoch unverkennbar sein eigenster innerster Ingrimm gegen Heuchelei spricht.

Was muß man nicht schwatzen hören von „Sittlichkeits"-Predigern, denen das bekannte: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken" füglich zustünde! Wie konfus und unzusammenhängend zeigen sich die Begriffe, welche sie willkührlich daran knüpfen. Jeder legt sich das nach seinen persönlichen Neigungen und Bedürfnissen aus, und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Andere anklagt, welche sich zu Schulden kommen lassen, was ihn gerade nicht reizt, während er sich vorbehalten wissen will, was seiner Persönlichkeit und deren Begierden besser zusagt.

Davon hab ich einstmals ein auffälliges Beispiel erlebt, welchem ich verdanke, daß ich, mitten im leicht-

sinnigsten Jugendtaumel stutzig wurde, und mich auf Beobachtungen legte, wodurch meine Menschenkenntniß sich bereicherte, wenn auch meine Achtung für die Menschheit im Allgemeinen eben nicht dabei wuchs.

Ein berliner allbekannter, für sehr reich geltender Bankier, nahe befreundet aus der Schulzeit her mit einem berühmten Maler, äußerte gegen mich, da ich eines allerdings minder berühmten, gleichwohl talentvollen Künstlers Partei ergriff: „Von dem Menschen will ich nichts wissen. Er führt einen nicht moralischen Wandel. Es ist ein durchaus unsittlicher Patron!" Ich bat um Begründung dieses scharfen Urtheils und vernahm, sein Widersacher habe ihn beim Verkehr mit einem übelberüchtigten Mädchen belauscht. „Wer solchen unsittlichen Umgang pflegt, der kann kein wahrer Künstler werden!"

Das klang höchst erbaulich. Und weil besagter Verfechter künstlerischer Siftlichkeit sich zu jenes obenerwähnten berühmteren Malers intimsten Freunden zählte; und weil der Letztere zugleich im Rufe frommer, fast asketischer Tugend stand, so fühlte ich mich geneigt den Sittlichkeits-Prediger für den Genossen gleicher Tugend zu nehmen. Daß er daneben ein reicher Mann war, konnte meinen Respekt nur erhöhen, und ich verstummte ehrfurchtsvoll im Gefühle eigener Sündhaftigkeit. Leider blieb es mir vorbe-

halten den Schleier zu lüften, in den sich der strenge Richter eingehüllt. Die Wendung die mein Dasein nahm, deren ausführliche Schilderung nicht hierher gehört, brachte mich später mit ihm in näheres Verhältniß; ich fand Gelegenheit ihn genau kennen zu lernen, und ich entdeckte, zu meinem fast kindischen Erstaunen, daß sich hinter dem tugendsamen Ankläger ein „Roué" (es giebt kein so bezeichnendes Wort dafür im Deutschen) verbarg, der allerdings nicht die „Unsittlichkeit" beging, sich mit übelberüchtigten Dirnen einzulassen; der aber kein Geld sparte bei jungen Mädchen aus bessern Häusern „fortune" zu machen; der, obgleich selbst Vater von erwachsenen Töchtern, keine Rücksicht kannte; ein Weiberjäger, dessen Frechheit so weit ging, daß eine achtungswerthe Dame, die er bis in ihre Wohnung verfolgt hatte, nach dem Hausknecht zu läuten genöthiget war, damit dieser ihn hinaus befördere; der Alles durch seinen Reichthum auszugleichen wähnte; der sich sogar nicht entblödete, mit erotischen Erfolgen zu prahlen, die er nie errungen, und der, als wir unserer Mehrere auf solcher Lüge ihn ertappten, lachend ausrief: „Hab' ich mich damit gerühmt? Nun, dann hab' ich geflunkert!" — An diesen hochgeachteten Geld- und Börsen-Mann denk' ich unwillkührlich jedesmal, wenn „Sittlichkeits"-Kapitel abgehandelt werden. Daß ein

jüngerer, lebenslustiger Maler sich bisweilen erlaubte dunkle Pfade zu wandeln, auf denen er niemanden kränkte und höchstens sich selbst schaden konnte, das drückte ihm den Stempel der Unsittlichkeit wie ein Brandmal auf die Stirn. Daß jedoch der Papa-Millionair sich Angriffe auf sittsame Frauen und Mädchen, daß er sich eitle Verleumdungen erlaubte, durch welche er den Ruf ihm fern- und fremdgebliebener Personen, die nichts von ihm wissen gewollt, befleckte, darüber schwieg die liebe Chronik der Stadt, oder wenn sie sich etwa erkühnte darüber flüstern zu wollen, dann stopfte ihr der reiche Mann das Maul mit Leckerbissen und guten Weinen. Solchen Dingen widerstehen die gleißenden Vertreter hochgepriesner Sittlichkeit selten oder nie. „Er macht ein Haus; man befindet sich sehr wohl bei ihm; er sieht die beste Gesellschaft!" u. s. w. Das sind Zauberformeln, deren Effekt nicht ausbleibt.

Die Ansichten sind verschieden. Ich meinestheils finde die steigende, pestartig um sich greifende Schwelgerei in übertriebenem Luxus jeder Art viel unsittlicher, viel verderblicher für's Allgemeine, als alle Sünden, die der Einzelne, von heißem Blute und verblendender Phantasie aufgestachelt, begeht, . . . vorausgesetzt, daß letztere nicht brutal eingreifen in die Pflichten jedes edelgesinnten Menschen gegen andere

Menschen. Und ich gestehe das, auf die Gefahr hin, unter die Unsittlichen gestoßen zu werden.

Am ekelhaftesten aber, — und das ist's wohin ich eigentlich hinaus wollte, — ist mir der in neuerer Zeit sich so breit machende Sittlichkeits-Schwindel auf Nationalitäten bezüglich. Was hat man hören müssen während des letzten Krieges zum Beispiel, vom Uebergewichte deutscher Sittlichkeit gegen französische. Diesem hauptsächlich, hieß es, verdankten wir unsere Siege. Und da glaubten die Herren, wenn sie dergleichen Moralphrasen strömen ließen, sie hätten wer weiß was Großes gesagt. Es war manchmal zum speien. Glaubt ihr wirklich daran, daß Berlin minder verderbt sei als Paris? — — —

Besonders eifrig lassen sich sittliche Rigoristen vernehmen in ihrer Herleitung der Corruption von Residenzen, von Höfen, von Monarchieen: „Hätten wir nur Republiken, dann würden wir auch strengere Sitten, dann würden wir weniger Abweichungen vom Pfade der Tugend erleben. Dann würde namentlich auch eine hochedle politische Richtung, nicht fernerhin vergiftet vom Einflusse serviler Minister und Diplomaten, Raum gewinnen; Völkerbeglückende Gerechtigkeit würde aus erhebendem Volksbewußtsein, aus völliger Freiheit und Gleichheit er-

wachsen; das Reich der allgemeinsten Menschenliebe würde erblühen und aus ihr der ewige Friede!"

Nun, ich versteh' das nicht. Kann sein, daß es so ist, was die Corruption der Beamten, Zuverlässigkeit in Handel und Wandel, Treu und Glauben in Geschäftsangelegenheiten, unbestechliche Gerichte und Zeugenaussagen ꝛc. ꝛc. anlangt. Wenigstens giebt uns Amerika ein hoffnungsreiches Vorbild.

Nur mit der philantropischen Gerechtigkeitsliebe, die doch sollt' ich meinen auch ein Bischen zur Sittlichkeit gehört, sieht's windig aus. Ich las dieser Tage im Cotta'schen Ausland (1868 Nr. 44) einen gediegnen Aufsatz, dem ich einige Zeilen für meine Excerpte entlehnt habe:

„Die Wahrheit ist, daß die Indianer zuerst von europäischer „Gesittung" verderbt, gehetzt, von Treubrüchigen zum Treubruch verleitet worden sind, und daß es jetzt allerdings nicht mehr zu beklagen ist, wenn die gesunkenen und verderbten Reste vollends verschwinden. Wir gehören nicht zu denjenigen, die ein solches Ereigniß bejammern, wir vermögen darin aber auch weiter nichts zu erblicken, als ein geologisches oder paläontologisches Verhängniß: die Unterdrückung der schwächeren durch die stärkere Rasse; des alterthümlich-gebliebenen durch den modernisierten Theil der Menschheit. Das Verschwinden der Rothhäute ist

nichts anderes als ein Ergebniß roher Kräfte, und gewiß kein Schauspiel, bei dem irgend wie eine sittliche Gerechtigkeit sichtbar wird. Die Blut- und Schandthaten der Weißen gegen die Rothen in einer Schale der Waage möchten die andere Schale mit den Blut- und Schandthaten der Rothen rasch in die Höhe schnellen. Haben doch die Ansiedler in Utah die Brunnen vergiftet, welche die Rothhäute zu benützen pflegten, um diese rascher aus dem Wege zu räumen; wie denn auch die Mordthaten auf den Prairieen während der letzten zwanzig Jahre an Zahl der Opfer schwerlich nur die einjährige Zahl der Mordthaten im „gesitteten" Texas erreichen möchten. Wenn der Amerikaner die Rothhaut vertilgt, so geschieht es, weil er stärker, nicht weil er besser ist!"

Die Sittlichkeits-Docenten, die ich zu beobachten mir angelegen sein ließ, hab' ich (mit geringen Ausnahmen) für mehr und minder abgelebte, der Verführung nicht mehr zugängliche Invaliden, oder für schlau maskierte Egoisten erkannt, die sich heimlich gestatten, was sie Andern mißgönnen.

Auf diese Leute pfleg' ich ein Sprüchlein anzuwenden, welches ich mir aus Jean Paul zusammen gereimt:

Die Leidenschaften sind, wenn auch zerreißende,
Doch wenigstens großmüth'ge Löwen; ganze
Aecht-wilde Thiere. — Aber eine Wanze,
So eine platte, sich einbeißende,
Fortsaugende, ist Egoismus. Krank
Kann mich sein Beissen machen, sein Gestank.

155.

— Ob Staatsanwälte und Geschworene wohl auf „mildernde Umstände" antragen würden, wenn abgeurtheilt werden sollte über einen Unglücklichen, der durch musikalische Nachbarschaft in Verzweiflung getrieben, einen Mord begangen, oder auch nur einen simplen Todtschlag verübt hätte? — Schwerlich! Und dennoch erscheint mir kein anderer Verbrecher nachsichtiger Betrachtung empfehlungswerther. Man muß aus langen selbsterlebten, tagtäglich und nachtnächtlich sich wiederholenden Martern wissen was es heißt: vor, hinter, neben, unter, über sich unausgesetzt klimpern, üben, falsch greifen, kräftig spielen, rasen, geschmacklos wüthen, quäken, quitschen, heulen, studieren, solveggieren, ja sogar ganz hübsch singen zu hören. Von Geigen, Flöten und dergleichen Land- und Stadtplagen will ich nicht sprechen; diese sind seltner und man kann ihnen möglicherweise ent-

fliehen. Aber dem Klavier, dem Pianino, der angehenden Sängerin, der nachäffenden Dillettantin entgehst Du nicht. Es giebt keine Straße, wo nicht „musiziert" wird. Im Winter mag's noch zum ertragen sein, wenigstens was Nachbarhäuser betrifft; denn da halten Doppelfenster doch einigermaßen die Nerven-zerreissende Vermischung widerstrebender Tonweisen ab. In der sogenannten schönen Jahreszeit jedoch, wo bei offenen Fenstern der Dilettantismus sich vernehmen läßt, und schaamlos herausfordert jeglichen Menschen, der nur ein Bischen Gehör hat . . . . „Vermaledeiter Frühling, willst Du denn immer wiederkehren?" singt Beranger. Der französische Chansonier bezieht seine Verwünschung allerdings auf die frischergrünenden Bäume, deren Laub ihm den Anblick des geliebten Gegenübers verhüllt; ich, seinen Fluch wiederholend, verwünsche nur die geöffneten Fenster. Es ist mir schon geschehen, daß ich alles Ernstes daran dachte, mir eine Windbüchse beizulegen und einer an „Beethovenscher Adelaide" leidenden Falschwinslerin etwelchen Vogeldunst über die Gasse hinweg auf den Nacken zu streuen . . . . 's war nur um die Ungewißheit von wegen „mildernder Umstände?" Der Teufel traue den Herrn Juristen!

Einstmals hab' ich — (warum sollt' ich's nicht

eingestehn? war's doch in einer andern Stadt und ist's doch verjährt!) — einstmals hab' ich, durch die unersättlichste Klavierwalkerin, die gegen Mitternacht allabendlich zu wüthen begann, und in ein und demselben Stücke jedesmal dieselben Fehlgriffe that, in Zorn gebracht, mir einige Jungen gemiethet, welche vor ihrem Hause anheben mußten zu heulen, so wie sie anhub zu spielen. Das half; aber nur zweimal. Am dritten Abend rückte ein von der Dame erbetener Polizeisoldat an, faßte einen meiner Gesellen als nächtlichen Ruhestörer ab, und leitete denselben am Ohrläppchen nach der Wachtstube. Ich wende nichts dawider ein; Ordnung soll gehalten und nächtliche Ruhe soll nicht gestört werden. Aber was thun denn Diejenigen, die den Frieden der Nacht durch ihre Exercitien verscheuchen? Sind sie keine Frieden- oder Schlaf-Störer? Und worauf gründet sich ihr Vorrecht?

Habe nur eine hartnäckige Nachbarin, die, wie von der Tarantel gestochen, eine recht flache, gemeine Tanzmelodie nach der andern hämmert! Sie treibt ihre Bosheit auf's Aeußerste; sie setzt bisweilen aus, macht Pausen, Du wähnst nun sei sie selbst müde, Du fühlst: jetzt werd' ich einschlummern . . . Nichts da! Mit neuen Kräften beginnt sie abermals, schreckt Dich mit einem förmlichen Donnerwetter

auf . . . . und vom Schlafe ist nun weiter keine Rede mehr.

Da soll der Mensch nicht auf Mordgedanken fallen?

Diese modernen Häuser! Diese dünnen Mauern! Sind sie nicht geradezu absichtlich Schallträger und Leiter? Wenn im Hause neben mir der Teufel sein Spiel treibt, dann ist's doch nicht anders, als ob die Klänge aus unteren Stockwerken an den Wänden heraufkletterten bis zu mir, als ob sämmtliche Backsteine lebendig würden und mir in's Ohr höhnten: „Verdrüßt's Dich? Uns macht's Vergnügen!" Schon recht; Jeder darf in seinen vier Pfählen treiben was ihm gefällt. Erstreckt sich doch diese Freiheit bis auf die Stubenthüren, die manche Leute dermaßen zuzuwerfen lieben, daß die Thüren der übrigen Flurbewohner aufspringen, oder wenigstens erdbebenartig davon erschüttert werden; daß sogar solide Mauern bis in den Grund erzittern. Mir ist ein Herr bekannt, der sich diese unmusikalische Belustigung nie versagt, wenn er aus- und eingeht, und der sich wahrscheinlich in solcher Ausübung seiner Privatrechte hoch erhaben fühlt. Gegen dergleichen Ungebühr giebt's keinen Beistand; so wenig wie man sich gegen Mauerziegeln aufzulehnen vermag. Der Stoff ist derselbe.

Es kann nicht Jeder dem verstorbenen Baerst nachahmen. Dieser wohnte in Paris Thür an Thür neben einem vornehmen Manne, welcher bei'm Aufstehen früh Morgens regelmäßig mit der Dienerschaft zankte, wodurch Baerst, als Langschläfer, gestört wurde. Auf dessen Klagen darüber entgegnete Jener: „Was in meinem Zimmer geschieht, lieber Baron, geht Sie nichts an!" — Baerst bestellte sich zwei Trompeter sammt einem Pauker. Und plötzlich, als der Graf wieder zu krakehlen anfing, mußte das Trio einen tüchtigen Tusch loslassen. Die Folge war, daß der alte Herr andere Räume im Hotel bezog, und der Baron als Sieger das Feld behauptete.

Der Einfall ist recht lustig. Nur verdammt theuer kam er dem Sieger zu stehen. Unser Einem ist solcher Aufwand versagt; wollt ich Jahr aus Jahr ein drei Tuschbläser über Nacht zu meinem Dienste behalten, das fräße mich auf. Und schlafen würd' ich in der Gesellschaft auch nicht. Da bleibt ein Mord sicherer: die Todten klimpern und singen nicht mehr.

156.

— Der Preußenhaß wird heut zu Tage förmlich kultiviert, wie ausländische Pflanzen, welche besonders

künstlicher Pflege bedürfen und „getrieben" werden müssen, wenn sie blühen oder gar Früchte ansetzen sollen. Hinreichenden Dünger liefern verschiedentliche, sonst scharf gesonderte Parteien, die für diesen edlen Zweck Mist machen. Was dergleichen vereinte Bestrebungen zu Stande bringen können, ist für's Erste noch abzuwarten. Keineswegs erstreben sie Deutschlands Heil. Ein gemeinsames deutsches Vaterland giebt es nicht für diese Leute. Sie wollen Kosmopoliten sein. Das heißt: sie arbeiten auf eine große Weltrepublik hin, in welcher Jedweder seine besonderen Zwecke verfolgen dürfe. Dabei geben sie vor, den Krieg unmöglich zu machen, und ewigen Frieden zu bringen. Sind jedoch fest entschlossen, wenn's später an's Ordnung machen ginge, sich untereinander bei den Haaren zu kriegen, zu skalpieren und gegenseitig aufzufressen.

Woher nun dieser wüthende Haß? Ein Haß der unnatürlich genährt und geschürt wird von besoldeten Journalen!

Er geht hervor aus kleinstaatlichen, oder kirchlichen, oder social-demokratischen, oder einseitig aristokratischen Interessen, welche ein höchst verwunderliches Bündniß schließen möchten.

Unter den stets neuersonnenen Verleumdungen steht obenan diejenige:

Preußen operiere und kabalisiere aus protestantischem Eifer gegen den Katholizismus, folglich auch gegen Oesterreich als dessen Vertreter. — Unsinn! So dumm ist Preußen nicht. Preußen sieht sehr wohl ein, daß es ein deutsches, mächtiges, in Ehren stehendes, friedliebendes Oesterreich eben so nothwendig braucht, als der Protestantismus einen friedliebenden Katholizismus. Da gilt Lavaters altes Wort an Stolberg: „Der Sturz des Einen zöge den Untergang des Andern nach sich." Eben so wenig wie von Preußens Königen verlangt werden kann, daß sie ihren Katholiken zu Gefallen zur katholischen Kirche übertreten sollen, eben so wenig muthet man dem Kaiser von Oesterreich zu, Protestant zu werden. Auf beiden Seiten soll anerkannte Duldung herrschen. An dieser hat es Preußen nicht fehlen lassen. Das wissen die Herren Hetzer und Stänkerer recht gut. Was sie dagegen schreiben ist leeres Gewäsch, berechnet auf gedankenlose Leichtgläubigkeit, oder bornierten Fanatismus.

Die Social-Demokraten sehen klarer. Ihr wilder Thierinstinkt sagt ihnen, nur das royalistische Bewußtsein eines Volkes *binde* den Staat, und halte ihn zusammen; sichere eine feste Reichsgewalt, der ihre Zerstörungstriebe nicht so leicht beikommen werden. Deshalb erstreben sie den Zerfall in kleinliche Natio-

nalitäten. Und weil Preußen sie in diesen Bestrebungen hindert, deshalb hassen sie's. Wir rufen den glorreichen Vertretern dieses Hasses mit Shakspeare entgegen: For you, be that you are, long; and your misery increase with your age!

157.

— Was ist schlimmer:

Eigensinnig auf Irrthümern beharren, und aus eitler Konsequenz verstockterweise Recht behalten zu wollen?

Oder ehrlich einzugestehen, daß man etwas Albernes behauptet habe, weil es an Ein- und Umsicht mangelte.

Ich ziehe unbedenklich das Letztere vor; auch dann, wenn der Irrthum schwarz auf weiß gedruckt da steht. Sein Unrecht zu bekennen, soll sich niemand schämen.

So bekenn' ich mich zu einem Ausspruche, den ich im Jahre 47 gethan; den ich später wiederholte, und den, wer es irgend der Mühe werth finden sollte, in der zweiten Auflage meines Büchleins „Stimmen des Waldes" nachlesen kann. Da heißt es im Prologe:

„Von Euren Heeren, Uniformen, Fahnen,
Dem bunten Spielzeug unumschränkter Macht ꝛc.“

Bei jeder Siegesnachricht aus den jüngst geschlagenen Kriegen traten mir diese zwei Zeilen, gleich zwei blutrothen Ausrufungszeichen vor die Seele; und jedesmal rief ich mir beschämt zu: „O wie kurzsichtig bist Du gewesen! Und welch' ein Glück für Preußen, für Deutschland, daß Derjenige, dem wir jetzt als unserem Kaiser huldigen dürfen, schärfer sah, klarer; daß Er die Zukunft durchschaute, und sich in weiser Voraussicht und Fürsorge nicht irre machen ließ! Wo wären wir geblieben ohne Seine „Heere, Uniformen und Fahnen?“

158.

— Jungen Männern welche mit dem Gedanken umgehen, sich zu verlieben, und welche, eben weil sie die Wahl, folglich auch die Qual haben, möchte ich ein Verzeichniß vorlegen, von dem französischen Schriftsteller Herrn Edmund About für solche Zustände entworfen. Ich verdeutsche dasselbe nur den Ausdrücken, nicht dem Sinne nach. Er sagt:

„Es giebt heroische Schönheiten, die ritterliche Gefühle in uns erregen; melancholische, die uns

in Träumereien verlocken; seraphische, die uns zu Mystikern machen und auf steilsten Pfaden gen Himmel geleiten möchten; giftige, die zu Verbrechen treiben können; häusliche, die den lebhaften Wunsch erregen Familienväter und Stadträthe zu werden; kneipenhafte, die Durst nach Bier hervorrufen; schäferliche, die unsre Gedanken auf Milch lenken."

Diese Aufzählung unterschiedlicher Schönheiten noch weiter auszuführen und durch eine Menge subtiler Sonderungen zu vermehren, wäre leicht für Denjenigen der, hinreichend mit Witz begabt, die Sache anmuthig darzustellen verstünde. Solche Fähigkeit ist mir gänzlich versagt. Nur einer Gattung von Schönheiten will ich dankbar gedenken, der ich vor länger denn einem halben Jahrhundert vorzugsweise gern huldigte, und die ich nicht treffender zu bezeichnen weiß, als mit dem etwas schmachtlappig-sentimentalen Ausdruck: blumige. Damit soll keineswegs der zum Ueberdruß verbrauchte Vergleich zwischen ihnen und blühenden Blumen hervorgehoben werden, sondern vielmehr die durch ihr Erscheinen und ihr sanftes Wesen unwillkührlich wachgerufene Sehnsucht: ihnen Blumen darbieten zu dürfen. Ja, es gab eine Epoche unschuldiger Anbetung, die nichts wünschte, nichts verlangte, auf nichts Anspruch machte,

außer auf die Erlaubniß, solcher sanften Schönheit durch einen Blumenstrauß zu huldigen, den sie lächelnd annahm, gütig am reinen Busen ein Plätzchen gönnte, den sie daheim in's Wasserglas stellte, und den sie mitleidig um sich duldete, bis auch die letzte der Blüthen welkend das Köpfchen gesenkt.

Auf diese Weise blieb der zufriedene Geber wochenlang in der Empfängerin Nähe, ohne sie zu belästigen.

Sie sind dahin jene kindischen Spiele, in denen oft, wie es bei Schiller heißt, hoher Sinn lag. Daß aus schwärmerischen Knaben verwitterte Greise geworden sind, das thäte weiter keinen Eintrag. Denn was den Jüngling unschuldig beglückte, könnte den Greis, mag er noch so schuldig geworden sein, erst recht entzücken, und nicht minder unschuldigerweise, wenn schon aus ganz verschiedenen Ursachen. Eben so würden sich, trotz alles Emanzipationsunfuges immer noch blumige Schönheiten nach meiner Kategorie entdecken lassen . . . .

Daran läg' es nicht. Aber die Blumensträuße, die an der Brust getragen, matt von Hitze, durch belebendes Wasser frisch erquickt, noch einmal aufathmen können .... wo sind diese lieblichen Zeichen herzlicher Verehrung geblieben? Wo ist die Freude hin, die solch' keuscher Selam duftete? Was dereinst zierlich gewunden, mit dünnen rothseidenen Fäden

verbunden, sinnig zusammengestellt, geringen Raum verlangte, und mit wenig Worten viel sagte .... es hat sich umgewandelt in große, geschmacklose, kostbar-theure, nichtssagende Allerwelts-Bouquets, deren Last zarte Finger kaum umspannen und tragen können. Wie die schauderhaften Krinolinen den schlanken Wuchs verunzierten, so entstellen die jetzt modernen Koloffe die Bedeutung der Blumen. Es ist eine Mißhandlung, die ihnen widerfährt. Ich möchte, wie es Schutzvereine für die Thiere giebt, auch zu Vereinen für den Schutz der Blumen aufrufen. Auf Draht sind sie geschmiedet. Stelle doch die armen Stängel und Stiele in eine Vase, versuche doch ihr Dasein durch Pflege zu verlängern!? Sie müssen verdorren, verschmachten, ohne den Pulsschlag eines mildjungfräulichen Herzens vor ihrem Tode empfunden zu haben — denn wer kann „Bouquet's" von einem halben Meter im Durchmesser am Herzen tragen? Der süße Trost, den Göthe und Mozart ihnen vorgesungen, und den sie sterbend nachflüsterten:

„Und sterb' ich gleich, so sterb' ich doch
„Durch Sie, an ihrem Busen[1]) noch ꝛc."

---

[1]) Ich weiß wohl, daß es ursprünglich heißt: „zu ihren Füßen," glaube jedoch meine Variante rechtfertigen zu können.
H.

— er klingt ihnen nicht mehr in die ermattenden Kelche. Er ist verstummt für die Blumen, wie für uns. Sie sterben auf Draht. Lauter Krinolinen-Moden!

159.

— „Censur!“ — „Theatercensur!“ . . . Das Wort schlägt heut zu Tage an unser Ohr wie der leere, hohle Schall eines längst verflogenen Traumes. Wir verlaufen uns zufällig einmal in ein Schauspielhaus, wir Alte vom Handwerk, und vernehmen Gespräche und Gesänge, die uns zweifeln machen, daß es überhaupt jemals Censoren gegeben haben könne? Nein, es ist unmöglich. Wir bilden uns nur ein, wir hätten einen Mann persönlich gekannt — und vor ihm gezittert, welcher „Censor“ genannt wurde. Dieses Amt hat niemals existiert. Es ist lediglich eine Erfindung übler Nachrede. Eine Chimäre! Wär' es wirklich erfunden gewesen; hätt' es wirklich Gewalt geübt . . . . wie könnte jetzt seines Einflusses Macht so gänzlich, bis auf den letzten dicken Strich vernichtenden Rothstiftes verschwunden sein!? Wie dürfte, was man allabendlich zu hören bekommt, gesagt und gesungen werden?! Einige Spuren amtlicher Fürsorge, junge Besucherinnen öffentlicher Darstellungen

vor offenkundigen, gemeinen Zoten zu schützen, müßten sich doch, durch Tradition wenigstens erhalten haben!? . . . .

Und wir nehmen unsere Gedanken zusammen, richten sie auf die Vergangenheit, und siehe da: es war kein Traum. Es hat in Wahrheit lebendige Menschen gegeben, die als Staatsbeamte angestellt, und nicht allein berechtiget, sondern sogar verpflichtet waren, aus Schauspielen jeglicher Gattung wegzustreichen, was ihnen verfänglich oder gefährlich, oder auch nur bedenklich und verletzend erschien. Ja, es hat solche Tyrannen gegeben, ich habe mehreren gegenüber gestanden, und ihre Feder, mitunter ihr Bleistift und Röthel haben in meinem Herzen wühlen, schneiden, operieren dürfen . . . denn ist nicht ein jüngst eingereichtes Manuskript das Herz eines Verfassers, an welchem des Aermsten Hoffnungen hangen? — — — Gewiß, manche dieser bescheidenen Hoffnungen ward, (um den technischen Ausdruck anzuwenden) gestrichen. In den meisten Fällen gab es kein Mittel den streichenden Strich zu tilgen, und gelang ausnahmsweise die Rettung einer dem Autor wichtigen Stelle, so war's gewöhnlich eine solche, die dem Publikum höchst unwichtig erschien. In meiner Praxis bin ich eigentlich nur einem Bühnen-Censor in die Hände gerathen, der was man sagt: mit sich reden ließ. Das

war der Berliner Geh. Hofrath John; das Urbild eines pedantischen, brummigen, nach Umständen sackgroben Büreaukraten; zugleich aber auch ein im Innersten seines Gemüthes wohlwollender, unterrichteter, poetisch fein fühlender Mann, der in dieses ihm peinliche Amt gezwängt, und von Oben (um seiner Existenz willen) hart gedrückt, durch schwere Verantwortlichkeit nach allen Seiten hin gebunden, den auf ihm lastenden Druck als richtiger Staatshämorrhoidarius nicht selten auf Diejenigen übertrug, die ihn als Querulanten störten und belästigten. Aber wie mühselig der gequälte Quäler an seiner Kette schleppte ... niemals wollte und konnte er vergessen, daß er in jüngeren Jahren Weimar's Herrlichkeit gesehen hatte, Göthes Hausgenosse gewesen war. Gelang es erst diese Saiten zu berühren, dann legte er die Feder weg, schob den grünen Augenschirm zurück, und aus dem kurzangebundenen Censor wurde im Nu ein mittheilsamer Plauderer, der dann, wenn er im Zuge war, freundlich auf Gründe und Gegengründe einging. Natürlich galt das nicht etwaigen Bemühungen der Autoren, durchzubringen, was irgend welche „politische" Anspielung betroffen hätte. In diesem Gebiete durfte er, auch beim festen Willen nicht ein Haarbreit von seiner Instruction weichen. Und wenn er dieser Abhängigkeit sich sklavisch fügte; wenn er im

Gehorsam lieber zu viel als zu wenig that, um sich den Rücken zu decken . . . wer konnt' es ihm verübeln? Das brachte sein Amt mit sich. Hunger thut weh. Leichter war ihm beizukommen, wo sein Veto sich wider Dinge richtete, die er in moralischer Beziehung anstößig fand. Das sind nun sehr dehnbare Begriffe und Ansichten, über die sich pro und contra vielfach streiten läßt. Ihn solchen Verhandlungen willig zu machen, hatte ich ein höchst unschuldiges Hausmittelchen in Bereitschaft, wozu Er selbst mir das Rezept verschrieben. Er liebte nämlich hier und da kritische Bemerkungen einzuschalten, ästhetische Ausstellungen zu machen. „Erlauben Sie mir," pflegte er wohl zu äußern, „daß ich hier mein Tippelchen auf's i setze!" Darin gab ich nicht nur bereitwillig nach, sondern legte es gerade darauf an, den Censor in einen Kritiker umzuwandeln. War das gelungen, dann regte sich der „alte Weimaraner" in ihm; wir geriethen in lebhaftes plaudern, aus welchem ich auf „meinen Hammel" zurück zu kommen versuchte. Selten ohne glücklichen Erfolg. Ich dürfte mir nachrühmen, allerlei gefährdete, schon incriminierte „Anstößigkeiten" (was damals dafür galt) gerettet zu haben .... wenn es rühmlich wäre dergleichen Nichtigkeiten völliger Vernichtung zu entreißen. Nur einmal blieben meine Pfiffe und Kniffe vergeblich. Er

beharrte fest auf seinem Verbote; was mir sehr unangenehm war, weshalb ich's eben so fest im Gedächtnisse behielt.

Es ging um das Textbuch zur Oper „des Adlers Horst," in welcher einige „Pascher" (Schleichhändler) mitspielen, deren Einer jenes, stets beifällig begrüßte Auftritts-Liedchen: „Mit grünem Laub zu kränzen ꝛc." singt. Der Komponist Franz Gläser hatte für seinen Freund und Gevatter, den Tenoristen Greiner, die frische Melodie recht con amore geschaffen zu dem Liedchen, dessen zweite Strophe lautet:

„Was drunten auf der Erde
Die Menschen engt und drückt,
Uns macht es nie Beschwerde,
Nur weil uns Freiheit schmückt.
Ja, frei ist unser Wandel,
Und wer uns Diebe nennt,
Der zeigt, daß er den Handel
Und seinen Werth verkennt."

In meiner objektiv-dramatisch gemeinten Auffassung hielt ich diese freihändlerische Ansicht eines „Paschers" für eben so harmlos als karakteristisch. Freund John faßte sie anders auf und knickte sie, gleich einem schädlichen Insekt, mit einem Federstriche.

Dann hat ja Greiner die hübsche Weise, die so schön in seiner Stimme liegt, nur einmal zu singen?

rief ich aus. Und was wird Gläser dazu sagen? Der hätte am liebsten drei Strophen gehabt!

— „Machen Sie ihm andere dazu, so viel Sie wollen; diese wird nicht gesungen! Sie fordert ja förmlich zum Diebstahl heraus!“

— Aber, theuerster Herr, nach dieser Analogie dürfte überhaupt in keinem Theaterstücke ein Mensch vorkommen, der sein Unrecht zu beschönigen sucht, sei es immer durch Sophismen. Dann müssen Sie den Bösewichtern in sämmtlichen Dramen und Tragödien ebenfalls den Mund stopfen?

— „Zu so weit führenden Discussionen hab' ich im Büreau des „Intelligenzblattes“ keine Zeit. Ich bitte Sie nur zu erwägen, daß ernste Dramen und leichte Liederspiele zweierlei sind. Je singbarer die Melodie zu Ihrem Schleichhändler-Liede ausfällt, desto öfter wird es in den Gassen der Stadt nachgesungen werden. Daß es auf diesen Text nicht geschehe, dazu will ich wenigstens thun, was meines Amtes ist!“

So sprach der gute alte John im Jahre 1832. Bisweilen frag' ich mich im Jahre 1872 (im Stillen versteht sich:) ob der Mann ganz Unrecht hatte?

Ich erwähnte, daß sich der Censor bisweilen in einen ästhetischen Kritiker umzuwandeln versuchte, was im Allgemeinen selten statt findet. Desto häufiger sind Kritiker, welche sich zu altrömischen Censoren auf-

werfen, und nicht immer — ihren persönlichen Ab- und Zuneigungen gemäß — zu gebührend unbefangenen. Es ist freilich sehr schwierig in tendenziösen Büchern Politik und Poesie scharf zu trennen; um so schwieriger, wenn die Vermischung schon von den Verfassern selbst hervorgerufen worden ist. Aber die Abneigung gewisser Beurtheiler sollte sich doch nicht so weit versteigen, daß sie manche Dichtungen unbedingt in Bausch und Bogen verdammte, wie zum Beispiel jetzt so häufig wider französische Autoren geschieht, bloß weil sie Franzosen sind. Ich selbst muß mich zwar anklagen, gegen das große Talent der Herrn Erkmann Chatrian unempfänglich geworden zu sein, wegen ihres sinnlos-rasenden Deutschenhasses; doch diese Unempfänglichkeit haben sie ja verschuldet. Anders dünkt mich, steht es um Bücher, die auch nicht eine Zeile herausfordernder nationaler Feindseligkeit enthalten; die nichts erstreben als psychologische, reinmenschliche Entwickelung menschlicher Karaktere. Soll ich diese kurzweg verdammen oder verächtlich abfertigen, weil es Franzosen sind, welche sie schrieben? Soll ich, darf ich verkennen, was wahr und schön daran ist?

Ich las vorgestern das neueste Werk (1872) eines besonders strengen, seine Epitheta nicht all zu sorgsam auswählenden litterarischen Cato, der ein halbes Dutzend frivoler Pariser in einen Topf hineinwarf,

sie tüchtig abbrühte, und nachdem er den gemischten Inhalt mit Riesenkraft umgerührt, ihn auf einen Düngerhaufen schüttete. Ich darf nicht leugnen, daß er diese brüske Aktion mit schlagenden Worten begleitete.

Der Zufall wollte nun, daß mir gestern ein Büchlein vor Augen kam, dessen Titel den Namen eines mit in jenen Topf Geworfenen trägt: „Julia de Trécoeur" von Octave Feuillet.

Gern gesteh' ich's ein: ich liebe diesen Autor; seine „Sybille" hat mich entzückt; ich hab' ein dankbares Gemüth. Diesmal nahm ich ihn furchtsam zur Hand. „Wird sich der auch in verrückten Schimpfreden gegen die deutschen Barbaren ergehen?" — Nein, er hat es nicht gethan. „Julia" ist ein, von jeder fremden Zuthat freies Seelengemälde furchtbar tragischer Gattung. Ueber die Gattung, über den Stoff, über die Behandlung desselben erlaub' ich mir kein Urtheil. Ich habe kein's. Wahrscheinlich wird man auch diese Erzählung für höchst „unsittlich" erklären. Ich verstehe das nicht, wie schon früher gesagt, und unterwerfe mich. Soviel jedoch verstehe ich, daß gleich auf den ersten Seiten Aussprüche zu lesen sind, die den tiefen Denker, den erfahrenen Menschenkenner, den geistreichen Beobachter des Lebens bezeichnen. Wenn es heißt:

„Alle Freunde ihres Gatten waren in sie verliebt gewesen und hatten kühne Hoffnungen gesetzt auf ihre Verlassenheit. Aber die untreuen Ehemänner sind es nicht immer, die strafbare Frauen machen. Oft zeigt sich gerade das Gegentheil; so wenig Logik zeigen die Gesetze dieser armen Erdenwelt! Kurz, Frau von Trécoeur blieb, nach ihres Mannes Untergange am Ufer, erschöpft, gebrochen, aber unbefleckt.

Aus diesem traurigen Bündniß war eine Tochter entstanden, Namens Julia, welche ihr Vater, trotz der Mutter Widerstreben, in übertriebenster Weise verzogen hatte. Die Abgötterei, welche Herr von T. mit seiner Tochter trieb, war allbekannt, und die öffentliche Meinung, ihrer schlaffen Urtheilslosigkeit entsprechend, verzieh ihm seinen skandalösen Wandel, um dieses Verdienstes willen, obgleich es selten ein Verdienst genannt zu werden verdient. Wahrlich, seine Kinder zu lieben, ist nicht all' zu schwierig; dazu genügt, daß man nicht eben ein Ungeheuer sei. Die Liebe, die man für sie empfindet, ist an und für sich keine Tugend. Es ist eben eine Leidenschaft, wie jede andere Leidenschaft. Sie kann eine gute, sie kann eine schlechte sein, je nachdem man ihr Diener ist, oder ihr Herr!? Und wir dürfen

annehmen, daß es keine Leidenschaft giebt, die fruchtbarer (im Guten) oder furchtbarer (im Schlechten) werden kann als diese."

Wenn ich so klare Lebensweisheit mit so wenig Worten, mit gedrungenster, ohne jegliche Phraseologie ausgedrückter Kürze, in einem Romane finde . . . soll ich den Verfasser nicht bewundern und achten, weil er ein „frivoler Franzose" genannt wird?

Ei, dann wär' ich ein noch größerer Narr, als diejenigen Franzosen, deren Narrheiten wir tadeln! Denn sie verstehen unsere Sprache nicht, wenn sie auch bisweilen thun wollen wie wenn sie's thäten. Wir aber verstehn die ihrige, und deshalb sollen wir zu schätzen wissen, was sie Gutes und Lehrreiches darin sagen.

160.

— Lessing schreibt, ich weiß nicht, wo es steht: „Thomas Otway starb 1685 im 33. Jahre seines Alters im alleräußersten Elend; und der Verfasser des „„Befreiten Venedig"" mußte in dem großen und reichen England vor seinem Ende noch betteln."

Wer gleich mir gewöhnt ist, auf Lessing zu schwören, dem fällt es schwer, sich wider eine von

ihm ausgesprochene Behauptung aufzulehnen. Dennoch wag' ich es hier, weil ich einen begründeten Widerspruch vorzubringen glaube. Ich bin dabei ganz unparteiisch, denn ich will einen Vorwurf ungerecht nennen, den der größten Deutschen Einer den Engländern macht, für welche ich wahrhaftig keine Zuneigung fühle, deren übermüthige, sich selbstvergötternde Aufgeblasenheit ich hasse. Ich will zugleich, indem ich krämerhafte Philisterei vertheidige, gegen einen unglücklichen Dichter sprechen. Größere Opfer kann aufrichtiger Gerechtigkeitssinn einem in und von der Litteratur lebenden Scribenten kaum abverlangen.

Es klingt gewiß traurig und erweckt herzliche Mißbilligung, einen genialen Dichter inmitten seines eigenen stolzen Volkes als verhungernden Bettler untergehen zu sehen. Und dieses Schicksal hat den Autor der jedenfalls bedeutenden Dramen „the orphan" und „Venice preserved" in London betroffen. Von der Behauptung bockslederner Spießbürger, daß er sein Elend durch ausschweifende Lüderlichkeit verschuldet habe und ein unverbesserlicher Lump gewesen sei, brauchen wir keine Kenntniß zu nehmen. Wahrscheinlich ist sie zutreffend. Sie raubt seinen Dichterwerken weder ihren künstlerischen noch nationalen Werth; und gerade weil er selbst nicht vermochte

sich aufrecht zu erhalten, hätten Gönner und Kenner seiner Genialität die doppelte Verpflichtung fühlen und üben müssen, ihn nicht völlig verkommen zu lassen. Leider paaren sich Leichtsinn und Genialität öfter als man wünschen sollte. Von dieser Seite also könnte mir nicht in den Sinn kommen britische Goldmacher gegen Lessings Anklage zu vertheidigen. Aber ehe ich unbedingt darein stimme, möchte ich mir die Frage gestatten: War Otway der Mensch, der sich helfen lassen wollte? Verstand er Wohlgesinnter Theilnahme zu erwecken? Lag es im Karakter des Wüstlings gütigen Absichten dankbar entgegen zu kommen? Vermochte er die ihm dargebotene Hand herzlich zu ergreifen??? — Oder gehörte er zu jenen Verbitterten, die mit vorgefaßten Meinungen in jedem ordentlichen Menschen einen Gegner, einen Feind argwöhnen? Die voll von eigensinnigem Trotz zurückstoßen, was ihnen in bester Absicht vorgeschlagen wird? — Nach Allem was man von ihm weiß, scheint er zu diesen Letzteren gehört zu haben!?

Nicht doch, hör' ich einwenden; berichtet nicht Lessing, daß er bettelte? — Gerade deshalb! erwidere ich. Wer von redlichen Männern Hilfe erwarten darf . . . und an solchen wird und kann es bei seinem ausgezeichneten Talente ihm nicht gefehlt haben, mochte er für noch so dissolut gelten! — Wer

ehrlich und wahr die Schuld seines Unglücks sich selbst zuschreibt; wer treuherzig eingesteht: ja, Sir, oder Lord, ich bin ein verdammt lewd fellow, nichts desto weniger hab' ich gute Schauspiele geschrieben . . . gedenkt meiner u. s. w. Wer dazu die angeborene Naivetät, die entsagende, herzgewinnende Gutmüthigkeit mitbringt, der ist überall, dort mehr, dort weniger, überall wo Sinn für Poesie lebt, nachsichtsvoller Bereitwilligkeit sicher. Ein Bettler in des Wortes niedrigster Bedeutung, der den Vorübergehenden um Pfennige anspricht, die er in der nächsten Kneipe versäuft, braucht er nimmer zu werden. Zu solchem sinkt nur der trotzige Misanthrop herab, der die Menschen im Allgemeinen an sich, an seiner eigenen erbärmlichen Persönlichkeit hat verachten und hassen gelernt. Er will keinem Wohlthäter anhänglich sein; er will niemandem etwas zu danken haben; er gönnt dem Helfer in der Noth nicht den freundlichen Blick, den er ja durch einen ähnlichen vergelten müßte. Er betrachtet alle und Jeden für Tyrannen, die ihn knechten. Er bettelt sie dennoch im Vorübergehen an, weil das Thier in seinem Magen nach Futter brüllt; er vergilt die frech erzwungene Gabe mit Verwünschung des Gebers; er hört nicht ohne böse Lust manche derbe Abweisung, denn die bietet ja Gelegenheit, mit einem Fluche zu antworten.

Solche Menschen giebt es; ich habe ihrer selbst gekannt. Und wenn sie auch in den Formen, je den Umständen nach, verschiedentlich auftreten, in Auffassung ihres hochmüthigen Grolles gegen Gott und die Welt gleichen sich die meisten. Natürlich sind die talentlosesten, die faulsten, gewöhnlich zugleich die unverschämtesten. Doch könnte ich aus meiner beschränkten Praxis auch Exemplare höherer Gattung nennen.

Nomina sunt odiosa.

Aber die immer erneuerten Klagen verkannter „Litteraten," Journalisten, lyrischer wie dramatischer Dichter wegen ihnen versagter gebührender Anerkennung und Unterstützung gemahnen mich ein Bischen an die täglich überhandnehmenden Hilfsschreie über Mangel an kleinen Wohnungen für arme Familien, oder an hinreichender Beschäftigung für dieselben. Seitdem es jedermänniglich (und auch jederweiblich!) freizügig gestattet ist, sich aus kleinen Städten, aus Marktflecken und Dörfern in Hauptstädte zu begeben, ohne die geringste, nur irgendwie begründete Aussicht auf rechtmäßigen Erwerb, lediglich „auf gut' Glück!" .... seitdem namentlich Müßiggänger, denen in ihrer Heimath die Kontrole fleißiger Nachbarn lästig wurde, sich im größeren Raume leichter durchzubringen

hoffen; . . . seitdem sich diese Zuflüsse schier völkerwanderisch bewegen und ergießen; . . . seitdem steigen auch die vollständig unberechtigten Ansprüche, mit genießen zu wollen, was Andere schufen und schaffen, fern von der Absicht an thätiger Mitwirkung für's Beste der Gemeinde. Das ist ein ewiges Jammern und Klagen: es geschehe nicht genug für's arme Proletariat! Ja, meine hohen Herrschaften, wer hat euch denn eingeladen? Konntet ihr nicht, ihr Ochsen- und Pferde-Knechte, ihr Kuhmägde in euren Stallungen, ihr andern ländlichen Arbeiter in euren Gesindehäusern, ihr dürftigen Kleinbürger in euren winzigen Städtchen ausharren, wo es viel wohlfeiler, wo um Unterkunft und Wohnung keine Noth ist, wo es nur an Arbeitskräften fehlt? Aha, da sitzt's. „In der großen Stadt sieht uns niemand auf die Finger; da können wir nach unsrer Bequemlichkeit arbeiten; und die Weibsbilder . . . aha!" — dürfen dann wir als besteuerte Einwohner großer Städte nicht mit gutem Grunde fragen: Das hat euch bewogen, uns eure Gegenwart aufzudrängen? Und nun verlangt ihr . . .?

So frag' ich auch jene unzählbaren Herrn „Litteraten," die sich schriftlich und persönlich einstellen: Wer hat euch denn geheißen unter die Litteraten zu gehen? — „Der innere Beruf?" Nun dann zeigt

ihn! Und bleibt er aus, dann ersetzt ihn durch Fleiß! — Und fehlt euch auch der, nun dann . . . hungert!

Es muß schon arg kommen, eh' man so entschieden redet. Aber frecher, geistloser, zudringlicher Faulheit gegenüber bleibt zuletzt keine Wahl. Leider kann's dem bereitwilligsten, häufig geprellten Geber auch geschehen, daß er, vielfältiger Täuschungen überdrüßig, endlich einmal grob wird, gegen Einen, der mildere Aufnahme, der werkthätige Unterstützung verdient hätte. Dergleichen Irrthümer stimmen dann so weich und üben so beschämende Nachwirkung, daß zuletzt die Hand sich aufthut für Jeden der hungert, ohne Unterschied und ohne Prüfung! Gegen diejenigen verkannten Genie's, welche schon durch den um sie verbreiteten Dunstkreis auf unlöschbaren Durst (nicht nach Wasser!) schließen lassen, verhalt' ich mich möglichst hartherzig. Aber Hunger!? . . . wirklicher Hunger!?

Ich hab' einen Menschen von unzweifelhaftem Talente angetroffen, der in anderthalb Tagen nichts zu essen gehabt als die Ueberreste vertrockneter harter Brotkrusten. Er sagte mir, daß er zu stolz sei Andern sich zu entdecken; mir gönne er den Vorzug, weil ich wohl wissen würde, aus eigenem Vagabundenleben, wie Hunger thue? Ich mußte ihm eingestehen, daß ich immer so viel gehabt hätte,

mich satt zu essen; und ich legte dies Geständniß nicht sonder Verlegenheit ab. Nur durch inständiges Bitten, indem ich bei'm Bettler bettelte, errang ich mir die Erlaubniß mich für ihn verwenden zu dürfen. Er hatte sich todtschießen wollen, hatte das Terzerol ungeschickt geladen, sich nur leicht an der Brust verwundet, und dann, wie er offen bekannte, den Muth zu einem zweiten Selbstmordversuch nicht mehr erschwungen. Mir gelang es, ihm auch eine kleine Unterstützung der Regierung zu verschaffen. Er ist einige Jahre später, nachdem er sich eine bescheidene, seinen Ansprüchen genügende Stellung in Wien durch Fleiß erworben, an der Abzehrung gestorben . . . offenbar in Folge langer, vor seinen „Freunden" verheimlichter Entbehrungen, und unfreiwilliger Fasttage. Verschimmeltes Schwarzbrodt, altbackene „Kipfel," die widrigste Speise, hatte er Monate lang genossen — (welch' ein „Genuß;") dabei aber nicht aufgehört, spanische Studien zu treiben, und seine dahin einschlagenden Bücher erst verschenkt, wie er im Begriffe stand, sein Herz durch eine Kugel still zu machen. Nicht verkauft, nein verschenkt; damit die „Freunde" nicht merken sollten, welche Noth er leide. Dazu gehört ein Magen! (Denn ich bin Materialist genug, feste Beschlüsse und eisernen Willen vom Magen herzuleiten!) Deshalb wollt' ich eben schreiben: dazu gehört ein Strauß-Magen,

als mir noch einfiel, daß es um den berühmten Magen des Riesenvogels keinesweges so stark bestellt ist, wie die sprichwörtliche Redensart wähnt, die auch hier sich unwahr zeigt, gleich den meisten gang und gäben Sprichwörtern. Denn der Strauß verschluckt ja die Steine nicht um sie zu verdauen, sondern lediglich um ihm, was er sonst durch den Schlund gehen ließ, verdauen zu helfen. Sein Magen braucht diese Aufforderung zur Thätigkeit, damit er fleißig arbeite. Das ist, wie Naturforscher beweisen, sämmtlichen Vögeln unentbehrlich, weil ihnen die Zähne zum zermalmen harter Speisen fehlen, und sie an eingeborner Indigestion leiden. Kleine Vögel picken zu diesem Zwecke Kies- und Sand-Körnchen; große verschlingen Steine. Für diese wie für Jene eine diätetische Maaßregel, die sie aus Instinkt befolgen — mit Ausnahme desjenigen Geflügels, welches ausschließlich auf weiche, leicht verdauliche Nahrung angewiesen ist. Daraus könnte man schließen, der Sänger zarter Lieder solle Austern essen? Aber wenn's ihm kaum auf Brodkrumen reicht, gegen deren Härte das berühmte Stückchen, welches Fidelio-Leonore „seit drei Tagen" für ihren Florestan herumträgt, eine saftige méringue à la crême scheint, dann müssen Steine nachhelfen. Da heißt's nicht nur: „Der Sänger geht auf rauhen Pfaden!" Da heißt's bisweilen auch: der Sänger greift von seinem

rauhen Pfade die Steine auf zum erweichen . . . aber Steine sind so wenig zu erweichen wie steinharte Herzen.

Ja, nehmt sie, ihr Unglücklichen, unerweicht und hart in's Grab mit hinab!

Ich wüßte von Manchem ein Lied zu singen, dem 's nicht besser ging. Es geschieht ihnen ganz recht, sagen die gesetzten Leute.

Schön! — Wir jedoch, die keinesweges gesetzten, vielmehr höchst. unstätten, von vielfältiger Schuld belasteten alten Umhertreiber, wir sollen nicht pharisäisch prahlen:

„Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie dieser!" sondern sollen demüthig bekennen: ist's mein Verdienst, wenn ich nicht so tief gesunken bin? Und dann sollen wir ausrufen: Nein! es war unverdiente Gnade! Und sollen geben, so lange uns gegeben wird!

Nicht Viele, die in Krankheit, Noth, Elend verlassen untergehen, spüren in ihren Todesstunden unseres schlesischen Joh. Christian Günthers erschütternden Humor, welcher große Dichter sterbend sich die grausame Grabschrift setzte:

„Fahre hin, bethörte Welt!
Leb', ich wünsche Dir's zum Possen,
Ob ich gleich in Dir bisher
Wenig gute Zeit genossen.
Auf dem Schauplatz Deiner Erden

Stellt' ich einen Jüngling vor,
Der vorher nicht viel besessen,
Und noch täglich mehr verlor."

„Hat sich etwa noch Dein Zorn
Nicht genug an mir gerochen,
O so sättige Dein Maul
Mit den abgefleischten Knochen;
Dieses Spiel mit meinem Körper
Gönn' ich Dir zur Dankbarkeit,
Weil Du mich durch so viel Stöße
Einmal aller Last befreit."

— Ich nannte diese Strophen eine „Grabschrift." Das war kein richtiger Ausdruck. Eine solche wollen sie nicht eigentlich sein. Sie bilden den Schluß eines letzten Gedichtes, welches eher als Testament betrachtet werden könnte. Mit Grabschriften, die sich Einer bei noch lebendigem Leibe auf den eignen Leichnam macht, ist's kurios. Wenige fallen glücklich aus. Erscheint es doch schon schwierig genug, dergleichen kurze und dennoch bezeichnende Worte für Andere zu finden.

Eine der schönsten die jemals in Reime gefaßt wurde, hat offenbar Friedrich Rückert geliefert:

„Grabet mir mein kühles Bette,
Und auf meiner öden Stätte
Sprech' ein rauhbemooster Stein:
Diesen, da er nicht mehr wußte,
Was er draußen sollt' und mußte,
Nahm ein Gott zu sich herein."

Wen Voltaire eigentlich im Sinne gehabt, als er nachstehende Grabschrift verfaßte:

„Ci-git au bord de l'Hippocrène
Un mortel longtemps abusé;
Pour vivre pauvre et méprisé,
Il se donna bien de la peine."

das konnt' ich nie herausklügeln. Daß es auf J. J. Rousseau gemünzt sei, will ich nicht glauben, obwohl man Meister Arouet dergleichen Bosheit zutrauen könnte.

Auch hab' ich mich vergeblich abgequält dieses Quatrain „in mein geliebtes Deutsch" zu übertragen. Wörtlich und metrisch zugleich ist's wohl überhaupt unmöglich. Wer jedoch, mit einiger prosaischer Umschreibung sich begnügend, sagen würde:

„Hier liegt am Rande des Musenquells ein lange getäuschter Sterblicher, welcher um sein armes geringgeschätztes Dasein zu fristen sich sehr viel Mühe gegeben hat"

— der hätte den Sinn so ziemlich getroffen. Im Hinblick auf mich selbst, frag' ich mich, ob das nicht eine recht passende Grabschrift wäre für einen Bücherschreiber gleich mir? Man müßte nur versuchen das Ding in Reime zu bringen. Gereimt nimmt sich's besser aus.

Doch wohl erwogen: Wozu eine Grabschrift?

Ja, wozu eine Grabschrift? Genügen nicht Name, Geburts- und Todestag? Die Versicherungen der Hinterbliebenen entspringen nicht immer aus reinen Quellen und wollen mich im Allgemeinen an Leichenreden, oder Zeitungsanzeigen gemahnen, über welche

letztere weiland Kotzebue seinen Lorenz Kindlein („der arme Poet") treuherzig sagen läßt: Im Grunde sind eigentlich alle Menschen sehr gut; man erfährt's nur bisweilen erst wenn sie gestorben sind; dann steht gedruckt zu lesen, daß sie höchst vortreffliche Leute waren. Beileidsbezeigungen werden ergebenst verbeten."

In Beziehung auf Grabsermone hatte mein jüngst verstorbener Arzt und Freund Dr. Kalkstein die prächtige Geschichte, wo eine dürftige Wittwe zum Prediger kommt, um mit ihm über die Kosten einer „schönen Leichenrede" zu verhandeln. Ja sehn Sie, sagt ihr der Geistliche, das hängt von Ihrer Wahl ab. Ich habe dreierlei Sorten in Vorrath. Für die erste, die einen vollständigen Lebenslauf des Verstorbenen, und ausführliche Schilderung seiner persönlichen Verdienste um die Welt enthält, folglich theilweise immer neu ausgearbeitet werden muß, für diese zahlen Sie fünfzehn Thaler; das wird Ihnen zu theuer sein? Die zweite ist auch recht hübsch, ist aber schon mehr im Allgemeinen gehalten, und läßt sich mit mehrfachen Zusätzen und Abänderungen verschiedentlich anwenden; sie bringt jedesmal gehörige Rührung hervor. Selbige kostet nur zehn Thaler. Die dritte endlich faßt sich kurz; erwähnt nur das unumgänglich Nothwendige; diese steht ihnen für den niedrigen Preis von fünf Thalern zu Diensten. Ich

habe dabei zwar bisweilen ebenfalls Thränen vergießen sehn, — doch ehrlich gesagt, ich selbst möchte Ihnen nicht zur dritten rathen!

— Zeitungsanzeigen und Journalartikel sind oft noch billiger zu haben. Jedenfalls wird nach dem alten Spruche: De mortuis et absentibus nil nisi bene! dem Verstorbenen mehr Achtung erwiesen, als den noch lebenden Abwesenden, über die es heftig hergugehen pflegt, sobald sie den Rücken wenden. Es ist schier als ob der Tod auch böse Nachreden, auf einige Zeit wenigstens, milderte. Wenigstens glaube ich das wahrgenommen zu haben. Anders freilich sieht ein gewisser Goethe die Sachen an, wenn er im Jahre 1796 an Schiller schreibt: „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Manne, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach seinem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichname, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebehrde."

Sollte diese Ansicht sich am Herausgeber des „Simmelsammelsuriums" bewahrheiten, dann könnte sie ihm weidlich zu Statten kommen. Denn ohne „auf einigen Nachruhm Anspruch zu machen" hat er doch redlich dafür gesorgt, seine Zeitgenossen zu zwingen, daß „sie alles, was sie gegen ihn in petto hatten, von sich gaben." Ob er dabei den „Eindruck davon durch Gegenwart, Leben und Wirken" wieder vertilgen konnte . . ? darüber steht ihm kein Urtheil zu. Mitunter könnte es ihm gelungen sein. Wenigstens sprechen langjährige, dauernde Freundschaften dafür. Wohl Jedem, der von sich sagen darf: Ich bin besser als mein Ruf!

Damit soll's bescheidene Selbsterkenntniß denn auch bewenden lassen. Höchstens darf sie sich auf Johannes von Müllers tiefsinnigen Ausspruch berufen: „Wenn wir aufhören etwas bedeuten zu wollen, so fangen wir in der That an etwas zu werden!" Einem Anfänger von fast fünfundsiebzig Jahren kann solche Erkenntniß nicht mehr groß zu statten kommen; wenigstens für diese Erde nicht. Folglich: lass' er's dabei bewenden:

Keine Grabschrift!

Und so schließe denn dieses Büchlein, womit wir überhaupt Alle Alles schließen müssen, mit dem

Tode!

STAATL. BIBL. BAMBG.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holtei, Karl <<von>>,

Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst

Bd.: 2

(1872)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 46.290(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11415695-3